BD. HELOISE. DER DEDE SULTAN. JEANNE D'ARC. EIN CHRISTLICHER PRIESTER

Johannes Scherr






CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 081 303 962

Menschliche Tragikomödie.

Zweiter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Oh, ihr Menschen, hintappend im Finstern ihr,
den Blättern des Waldes vergleichbar,
Ohnmächtige Zwerge, Gebilde von Lehm, traum-
ähnliche Schattengestalten,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, erbärm-
lich verwesliche Wesen!

Aristophanes.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Inhalt des zweiten Bandes.

Heloise.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Hölderlin im „Hyperion".

1.

Du bist wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforstes stundenlang geschritten? Wenn ja, so wirst du dich des Ueberdrusses erinnern, welchen dieser Gang dir verursachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer dasselbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philister, so zu sagen, Langeweile ausdünstend. Ein Stamm glich dem andern so doppeltgängerisch, wie sich die „ungarischen Nationalgesichter" in Brentano's tollschöner Novelle gleichen. Du konntest meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweiflung über ihr trostlos prosaisches Dasein vergossen. Nichts kürzte dir den ermüdenden Weg, kein springendes Eichhörnchen, kein Amselschlag, nicht einmal das Gehämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, so daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenstral durch die braunschwarze Monotonie und du siehst aus derselben mit froher Ueberraschung den schlanken weißlichgrün schimmernden Stamm einer prächtigen Buche emporsteigen. Wie die Waldkönigin

unter das Föhrengesindel gekommen, wer weiß es? Aber sie ist da in ihrer ganzen Buchenschönheit. Einsam und hoch hebt sie sich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift sie mit ihren schöngeschwungenen Aesten über alle die Föhrenspitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht schwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfensaiten zu süßem Geflüster rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege statt der prächtigen Buche mit einmal eine riesige Eiche entgegen, alt, verwittert, fast versteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr gestalteten Aesten und sturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Gespenst eines Baumes als ein Baum. Aber du athmest doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als schönen Erscheinung. Die alte Eiche mit ihrer grotesken Unform imponirt dir, sie ruft dein Auge wieder wach, das die zahllosen Baum-Uniformen, durch welche du hingeschritten bist, ganz schläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, sondern auch das vollendet Hässliche umfließt ein gewisser Nimbus. Der Satan Miltons ist nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aesthetik des Hässlichen" geschrieben und bekannt ist, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Hässlichkeit wieder schön werden, wenigstens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann sie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanschaft stehen. Eine häßliche Frau dagegen kann nicht verführerisch sein, weil an dem Begriffe Weib das Postulat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Postulate Farbe und Duft . . .

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforstes die schmucke Buche oder die groteske Eiche, das ist in der monotonen Steppe der Weltgeschichte der dämonisch angelegte und bewegte Mensch. Ob der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erschrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirst du staunend auf ihn

hin und zu ihm aufblicken und wirst anerkennen müssen, daß so ein Mitmensch zwar auch wie du ein leidiger Mischmasch von Staub und Feuer sei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeisatz weit, weit überwiege.

Der dämonische Mensch ist besessen von seiner Phantasie, von seinem Gefühle, von seiner Liebe, seinem Haß, seiner Leidenschaft, seiner Wahrheit, seinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Bösen, athmet er im Maßlosen, im Extremen als in seiner wahren Lebensluft. Es ist ein und derselbe Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Cesare Borgia zum Bösewicht macht. Es ist dieselbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Elisabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Aussätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer“ schreiben läßt. Es ist derselbe dämonische Stolz, welcher in Rousseau rebellirt und in Napoleon tyrannisirt. Dasselbe Empor- oder Hinabgerissensein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameeltreiber Mohammed in einen Propheten und die Kaiserin Messalina in eine Lupanardirne. Du darfst in der Region des Dämonischen alles suchen und wirst darin alles finden, ausgenommen gesunden Menschenverstand, Maß und Regel. Das Dämonische ist reine Phantasiewillkür. Karl Moor spricht das Kredo des Dämonischen aus in dem Sturm- und Drangsatz: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus“. Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Kolosse des Unsinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauenhaften Scheusäligkeit. Die „Freiheit“ des Dämons ist nur die souveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn besitzt, reizt und antreibt. Es ist ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit“, alles außer ihm oder ihr zu unterdrücken und zu beherrschen. Alle großen Kirchenväter und Päpste sind dämonische Naturen gewesen. Wie aber das Dämonische in den Massen schauderhafte Gestalt gewinnt, das wissen die Kenner der französischen Revolutionsgeschichte.

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämonisches. Dämonische Höllengluten glosten und qualmen aus den kätzischen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Ersten. Dämonische Himmelslichter spielen und schimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zusammengepreßte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurstigen Mädchenseele glüht dämonisch heiß in den Liedern und Romanzen unserer jungfräulichen Annette von Droste. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers ist, und niemals würde eine Frau zu jener kynischen Auffassung der Ehe herabgesunken sein, wie sie ein Poet von Handwerk, der Hagestolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keusch leben kann, ist just wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verspürt, sich entschließt, beständig ein Blasenpflaster zu tragen.“

Wer löſ't das Räthsel „Liebe“? Nur wer das Räthsel „Mensch“, das Welträthsel löſ't. Also niemand. Allbekannt ist das sinnreiche Märchen, welches Platon im Symposion dem Aristophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung schließt: „Jeder von uns ist nur die Hälfte von einem Menschen, maßen wir, entzweigeschnitten, aus e i n e m zwei geworden sind; und darum sucht allzeit jeder (und jede) seine (oder ihre) andre Hälfte.“ Zu deutsch: Jeder Görg sucht seine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt sich beim Manne offener kund, ist aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei diesem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zusammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr, weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichste und Heiligste zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann ist die Liebe nur eine Entwickelungsphase seines Wesens, für das Weib ist sie alles in allem, Lebenssubstanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit

dem Schleier" gewöhnlich der „schöne Wahn" entzwei; aber für das Weib ist die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Dasein: denn aus dem Grab ihrer Jungfrauschaft steht triumphirend ihre Mutterschaft auf, ihres Wesens Essenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf."

Schon oft hat man, um das Seelisch-Selbstlose der Liebe auszudrücken, Dschelaleddin-Rückerts mystisches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot —"

behaglichst vorgebracht. Allein diese Phrase ist wie noch gar viele andere berühmte Phrasen eigentlich ein blanker Unsinn. Der „dunkle Despot", der Geschlechtstrieb, stirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt sie ja, er ist die Liebe selber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb so zu sagen civilisirt, romantisirt, sublimirt, idealisirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder bestreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das strenge Antlitz zu sehen, und welche daher demselben allzeit die Phrasenmaske vorstecken möchten. Auch das Weib sucht in der Liebe zunächst nur die Geschlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur sie tyrannisch dazu zwingt. Ein sittsames Mädchen ist sich dessen sicherlich gar nicht bewußt, wenn sich das, was man „Liebe" im idealen Sinne zu nennen übereingekommen ist, in ihm regt. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyrischen Redensarten beiseite gesetzt, ist es doch nur der „dunkle Despot", welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Brust vor Sehnsucht schwellen macht. Der zarteste Minnesänger unseres Jahrhunderts, Geibel, hat gesungen:

„Die Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt" —

und gewiß ist das recht hübsch gesagt. Wenn es nur mehr als eine lyrische Lüge! Denn in Wahrheit ist die Liebe kein

„Wunder", d. h. kein Nichtexistirendes, sondern sie ist ein sehr Substanzielles, Thatsächliches, weil eine Naturgewalt. Und sie ist auch, meinen die Erzprosaiker von Pessimisten, keineswegs eine „Gnade", sondern vielmehr ein Fluch; denn sie zwingt ja den Menschen, sein unseliges Geschlecht fortzupflanzen. Warum ist aber dieser tyrannische Trieb, dieser dunkle Despot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum ist der Mensch da? Warum ist der ganze Erdenhumbug und der ganze Weltschwindel da? „Quien sabe?" sagt der Spanier.

Die Frau versteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieselbe — namentlich dann, wann sie erst dem „dunkeln Despoten" dadurch, daß sie Mutter geworden, den geheischten Tribut gezollt hat — idealischer zu fassen und zu führen als der Mann, bei welchem „sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein merkliches abnimmt, wenn sie auch noch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten läßt" [1]). Beim Weibe hält die Befriedigung länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervensaiten desselben

1) Hartmann („Philosophie des Unbewußten", A. 3, S. 206) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebesleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach." Hartmanns Buch ist, auch ganz abgesehen von dem reichen Gedankengehalte desselben, schon darum von Bedeutung, weil der Verfasser als einer der wenigen, sehr wenigen deutschen Schriftsteller der Gegenwart sich gibt, welche den Muth haben, die Dinge mit ihren wirklichen Namen zu bezeichnen und die Wahrheit ungeschminkt zu sagen. Die jämmerliche Prüderie und die zweiächslerische Hofräthelei, welche in unserer Literatur herumscharwenzeln, gehen darauf aus, dieselbe zu einer richtigen englisch-scheinheiligen Theekesselliteratur zu verflauen. Unsere Theekesseler von Autoren thun in Versen und Prosa so, als bestände das ganze Publikum aus lauter bleichsüchtigen Mädelchen.

in zärtlichdankbare Schwingung versetzt. Hogarth hat das in seinem geistvollsten Bilde („Before and after“) meisterlich zur Anschauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der sechsten seiner herrlichen „Römischen Elegien“ die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm selber sprechen läßt:

„Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus.“

Ja, so ist es. Der Mann liebt darum das Weib als solches nur, so lange er ein Mann. Das Weib aber kann noch lieben, liebt noch wirklich, wann es schon aufgehört hat, ein Weib im physiologischen Sinne zu sein. Daraus erklärt es sich, daß der „dunkle Despot“ den Mann zeitweilig zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenso, daß ein liebendes Weib nicht allein lebenslang, sondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott sieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloise nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freundschaft; Heloise dagegen, obgleich sie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesstunde mit leidenschaftlicher Glut. Spötter mögen sagen: Die Sache ist die, daß der Mann wenigstens unter Umständen Vernunft annimmt, das Weib dagegen unter keinen. Allein selbst Spötter werden sich dazu bequemen, vor Heloise den Hut zu ziehen, während sie mit Achselzucken am Abälard vorübergehen.

2.

Die tragische Geschichte dieses berühmten Paares ist hundertmal geschrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darstellung. Das kommt davon, daß sie, was

ja solchen Problemen überhaupt eigen ist, dem aufmerksamen Betrachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeschichtliche und psychologische Ergebniß zu gewinnen, darf man sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen — eine leichte und angenehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geschichte Abälards und Heloise's zu schöpfen, aus ihrem Briefwechsel [1]).

Diese Korrespondenz macht ohne Frage eins der eigenartigsten geistigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteste Gelehrte und die gebildetste Frau ihrer Zeit lassen uns, nach voller gegenseitiger Hingebung durch ein furchtbares Geschick auseinandergerissen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes ist offenbar die größere. Heloise erscheint, obzwar ein Zug von Blaustrümpfelei sich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldisch. Nicht im amazonenhaften, sondern im intellektuellen Sinne. Sie schüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie so kühn eine Frau sie wohl nicht wieder auf das Papier geschleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräischen Hohenliedes. In dieser Pariserin waltete jene „Freigeisterei der Leidenschaft", welche keineswegs erst die moderne Zeit literarisch aufgebracht hat, sondern die sich schon im Mittelalter gar nicht selten sehr entschieden lautmachte. Man denke nur an unseres geisteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Tristan

1) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutsch gedichtet hat, stellenweise recht ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft ist nun aber, wenn Fr. von Sontheim in seinem sonst nicht unebenen Büchlein „Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen" (1855) die weiß'sche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'schen Verse als Auslassungen Abälard's und Heloise's citirte und schließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer sollte dieses alles im Mittelalter suchen?" Auch von einer „Philosophie der Geschichte für Damen" darf man denn doch fordern, daß der Verfasser die Literatur kenne, auf welche er seine Schlüsse basiren will.

und Isolde, an den Dekamerone, an die französische Fabliaux- und die deutsche Schwankdichtung. Der weisen und wissenden Menschen gab es auch im barbarischen Mittelalter nicht wenige, obzwar sie sehr bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen" möglichst wenig zu „offenbaren". Uebrigens ist es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umständen sogar gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen diese, so sie können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer fressen.

Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise wurde veranlaßt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariser Katastrophe im Geschicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geschichte seines Lebens und Strebens, seiner Liebe und seines Unglücks. Der Brief ist geradezu ein selbstbiographisches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefschreibers ist nicht zu zweifeln. Die ganze Epistel trägt den Stempel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung schärfer sich regen, erhebt sich der Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratorischer Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfasser mit der Gelassenheit eines Mannes, welcher vom sicheren Uferfelsen aus auf das stürmende Meer, dem er entronnen ist, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geschrieben — ist nicht etwa sein Geschlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein solcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geschlechtsnamen. Abälard ist nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem seiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantische Bedeutung „Speckfecker" [1]). Der Junge mag sich eines Tages an einem vom

---

1) Nach Rémusat („Abelard", I, 13). Von bajo = lingo und

väterlichen Gehöfte hereingesandten Stücke Speck erlabt haben, also von dem Magister, welcher vielleicht selber nach so einem Bissen gelüstete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet“ beschenkt worden sein, das — eine echtfranzösisch-geschwollene Phrase zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen sollte.

Speckleder rühmt seinem Vater nach, derselbe habe viel auf die Wissenschaften („literae“) gehalten und habe sich bemüht, ihm selbst und seinen Brüdern eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Wissenschaft war damals das Eingepauktsein im „Trivium“ und „Quatrivium“, das Sprechen und Schreiben eines Latein, welches nichts weniger als ein ciceronisches gewesen ist, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweise der römischen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektischen Kategorieen des Aristoteles, was man „Philosophie“ nannte, und endlich viel Theologie. Diese ist eigentlich alles in allem gewesen, maßen ja das ganze geistige Leben und Streben innerhalb der Schranken des römisch-katholischen Kredo sich bewegen mußte. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geistern, welche gegen diese Schranken angingen und sie zu durchbrechen suchten; aber sie haben sich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Despotin Madonna Ekklesia hielt sich eine „wissenschaftlich“ gebildete Haus- und Sakristeisklavin, welche Philosophia scholastika oder kurzweg Scholastika hieß. Dieses beklagenswerthe Geschöpf mußte sich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin so zu bemalen, zu frisiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieselbe aussah, als wäre sie gesunden Verstandes. Zugleich mußte die arme Scholastika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeisterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholastiker

lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieser Bedeutung weder im Du Cange noch bei Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

hervorgegangen sind: arme, ärmste Teufel von „Philosophen“, welche die ungeheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem solchen Treiber bildete sich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Diese Schulen waren bischöfliche oder klösterliche, so ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Klosterschulen eingerichtet, wie sie zur karlingischen Zeit bestanden hatten. Den bedeutendsten Eindruck empfing der wandernde Scholar Abälard von jenem Jean Roscelin, welcher Kanonikus zu Kompiègne und ein wirklicher Denker gewesen ist. Roscelin kann als der Doktringeber der scholastischen Partei der „Nominalisten“ angesehen werden, welche das Element der Beweglichkeit vertraten gegenüber der starren Stabilität der „Realisten“. Der Kanonikus von Kompiègne ging aber über die Gränzmarke der dialektischen Zungendrescherei von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualificirbaren Einfälle, auf welche der Mensch kommt, wenn er sich auf den Kopf stellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analysiren und die lächerlichen Widersprüche nachzuweisen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Natürlich erscholl sofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soissons versammelten Synode wurde Roscelins Ketzerei verdammt. Auf ihn selber hetzte man das „Volk“, welches sich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn so aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und sonstigen Pöbelexcessen wissen gar wohl, daß die kenntnißlose, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit ist und sein wird, das von ihnen angestimmte „Kreuzige!“ in Ausführung zu bringen. Von dem schlechtunterrichteten „unfehlbaren“ Volk an das besser zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade soviel wie die Appellation von dem schlecht unterrichteten unfehlbaren Papst an den besser zu unterrichtenden. Es ist eine der jammersäligsten weltgeschichtlichen Thatsachen, daß das arme, unwissende, genasführte Volk immer und überall

willig war und ist, mit seinen falschen Freunden gegen seine wahren sich zu verbünden. Ja, traurig zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erscheinung von so empörender Natur, daß sie sogar dem mildesten und liebevollsten Herzen, welches je in einer Dichterbrust geschlagen, den Zornschrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt.“ . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der Scholastik, die Politurgeberin der scholastischen Methode, die Ausstralerin der scholastischen Mode. Als zwanzigjähriger Bursch kam unser Speclecker dorthin, angezogen insbesondere durch die Säule der Wissenden („columna doctorum“), wie der Erzdiakon Wilhelm von Champeaux beehrennamset war, der dazumal der bischöflichen Schule von Paris vorstand. Das war so ein richtiger Kampfhahn der Scholastik, welcher mit dialektischem Flügelwetzen und syllogistischem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quatrivium, das will sagen die gesammte Encyklopädie der „Wissenschaften“ von damals, hing ihm nur so zum Schnabel heraus und der Kamm schwoll ihm von dem stolzen Bewußtsein, der geschickteste Wortschaumschläger seiner Zeit zu sein und mit einem unermesslichen Aufwande von Buchstaben und Silben, Sentenzen und Schlüssen nichts zu sagen. Aber nicht lange stand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging disputirend gegen den Meister vor und krähete ihn förmlich nieder[1]).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend,

1) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus exstiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer.“ Epist. I. Abaelardi. Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 2.

wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Mensch aufsteht und seine mit dem Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattschädel erhebt. Abälard hielt sich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um selber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzusehen, daß er in Paris selbst zunächst noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er sich i. J. 1102 nach Melun, um daselbst seine erste Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entschloß sich „Meister Pierre", wie Abälard von jetzt an gewöhnlich hieß, seine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um seine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorsteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber sein maßloser Lern- und Lehreifer machte ihn so krank, daß er sich genöthigt sah, auf seiner Laufbahn innezuhalten und sich in seine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauses und fand im Frieden des Dorfes seine völlige Wiedergenesung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard doch nicht lange in ländlicher Stille zu athmen. Die Aufregungen des Disputirsales und der literarischen Klopffechterei waren ihm schon zum Bedürfnisse geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz seiner Studien, seiner Kämpfe und seines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche sofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien, heftigen Streitigkeiten und halben Versöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Bischof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachsen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe seiner Wirksamkeit als Lehrer. Von nah und fern strömten einheimische und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, sandten auch Deutschland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmtester Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger

Papst, Cölestin der Zweite, saß hörend zu den Füßen von Meister Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher später den Aberwitz der scholastischen Theologie oder theologischen Scholastik in seinem „Magister sententiarum“ sehr wirksam systematisirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulsirende philosophische Ader in sich. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er der einzige Philosoph seiner Zeit gewesen sei. Die in ihm arbeitende Skepsis machte ihn dazu. Der Vater alles Wissens, aller Forschung, alles Vorschritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meister Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat“. Diesen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denselben auszusprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen seiner ersten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meister Pierre doch nicht auf, ein Scholastiker zu sein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen ist seine Thätigkeit als Docent und Autor doch auch weiter nichts als solche Kameeltreiberei gewesen.

Im übrigen war der Herr Kanonikus und Professor nichts weniger als ein Pedant. Von stattlicher Gestalt, weltmännisch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geselligen Talenten ausgestattet, Versemacher, Sänger und Zitherschläger, hatte er einen großen Stand in der Gesellschaft. Seine in der Landessprache gedichteten Lieder, seine Witze, seine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge staute sich auf seinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen sich aus den schmalen Fensteröffnungen, um ihm nachzusehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand seine Löwin.

Er hat selber von sich gesagt, sein Name sei dazumal so groß, sein jugendliches Feuer so mächtig, die Anmuth seiner Gestalt so vorragend gewesen, daß er vonseiten keines Weibes, welches zu lieben er sich herablassen wollte, eine Zurückweisung zu befürchten gehabt hätte [1]). Das klingt sehr geckisch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das schönste, doch unbedingt das geistvollste, gebildetste und graziöseste Frankreichs war, in leidenschaftlicher Glut für ihn, — die siebzehnjährige, im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloise für den achtunddreißigjährigen Meister Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwais'te Mädchen zu sich genommen und seinen Stolz darein gesetzt, seine Nichte zu einer Gelehrtin zu machen. Schon im Alter von 12 Jahren war sie das nach dem Maßstabe von damals. Sie sprach und schrieb geläufig lateinisch, kannte die römischen Poeten und Prosaiker, hatte einen dämmernden Hochschein vom Griechischen und wußte sogar etliche hebräische Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakonischen Schilderung, welche er in seiner Selbstbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloise's Schönheit sehr kurz und mehr nur negativ als positiv redet und den Akcent seiner Erinnerung ganz auf das Wissen und den Ruhm des Mädchens legt [2]). Der arme Eunuchisirte hatte, als er das nieder-

---

1) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem." Ep. I. Ab. p. 9.

2) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat." L. c. p. 9.

schrieb, wohl so ziemlich vergessen, wie sehr ihn schon der Anblick Heloise's bezauberte, als er i. J. 1117 oder 1118 das schöne Kind zum erstenmal sah. In Wahrheit, der Philosoph war „ganz weg“ [1]).

Meister Pierre redete sich aber nicht ein, in der Liebe das zu sein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weise so zu nennen pflegt. Die Menschen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliedersam und viel mehr minnelüderlich, als Unwissende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit“ zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minnesänger haben dies übrigens überall, wo sie nicht im Fistelton der höfisch-ritterlichen Konvenienz, sondern im Brustton wahrer Empfindung sangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit selber eingestanden. Auch damals hat eben die Leidenschaft, wie sie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, sich keineswegs damit begnügt, dem blassen Mond ihre Wünsche vorzuseufzen, sondern sie hat, und zwar nicht sehr skrupelig, nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes gestrebt.

So that auch unser verliebter Speckfecker und der Geiz und die Eitelkeit seines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm rasch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewissen Grade ebenfalls in seine hochbegabte Nichte verliebt. Er wünschte den Ruhm Heloise's über alle Welt ausgebreitet zu sehen, um sich in den Stralen dieses Ruhms onkelhaft zu sonnen. Kosten freilich sollte es möglichst wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus“) zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimnisse der Philosophie einzuführen und 2) der Miethsmann und Kostgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieths- und Kostgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen zu, froh einen

1) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus.“ Ibid.

Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem Silber und den Geist der Nichte mit dem gediegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus so blind war, mag einigermaßen entschuldigt werden durch den Ruf der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, in welchem Abälard bislang gestanden hatte.

Der Präceptor zog ein in das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm seinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloise lernte nur allzuschnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beschrieben, wie die Schule der Philosophie zur Schule der Leidenschaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatissimum der ars amandi wurde [1]). Man könnte meinen, daß Dante diese Schilderung gekannt haben müßte, als er die glühenden und doch so keuschen Schlußterzinen des 5. Kanto seines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geschehen, als sie eines Tages mit Paolo Malatesta in einem Buche las. Es erging dem Meister Pierre und seiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menschenpaaren ergangen ist und noch ergehen wird, genau so, wie es geschrieben steht beim Vater der Isolde Goldhaar: —

„Minne, die Herzensjägerin,
Die schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden recht gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar

1) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus, crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur.“ L. c. p. 10.

Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor gewesen waren zwei."

Im übrigen hat Abälard in das pathetische Gemälde, welches er von der Exposition und Peripetie seines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komischen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpasser zu täuschen, seiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben[1]).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logischer Weise die Katastrophe. Dem „freudvoll" tritt das „leidvoll", dem „himmelhochjauchzend" das „zum Tode betrübt" auf die Fersen.

Plötzlich verging dem Meister Pierre die lustselige Laune, Lieder zu dichten, worin statt der Mysterien der Philosophie die der Liebe gelehrt und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum gesungen wurden.

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödsichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu spät schaffte er den Lehrer der Liebekunst aus dem Hause. Die gewaltsame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf einander. Die Leidenschaft suchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim spähte und spionirte, stellte Fallen und legte Netze und richtig ließen sich die Liebenden von ihm fangen, wie dem

---

1) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent."

Sänger Demodokos im achten Gesange der Odyssee zufolge vom armen Hinkebein Hephästos seine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren [1]). Die näheren Umstände dieses misslichen Abenteuers und wie er demselben entronnen, hat Meister Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

Kurz darauf kam ihm von Heloise eine briefliche Mittheilung zu, die ihn sehr nachdenklich stimmte. Seines Nachdenkens Resultat war aber, daß er die Geliebte nachtschlafender Weile aus dem Hause ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hause, sondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in seine bretonische Heimat und dort in das Haus seiner Schwester. Hier gebar Heloise, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemesser gab [2]).

Abälard war schon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte sich ab, den vor Entrüstung rasenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, sich der Nachstellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'schen Sippschaft Gehör mit seinem Vorschlag, Heloise in aller Form zu heiraten; nur sollte die Heirat geheimgehalten werden, damit sein Ruf keinen Schaden litte [3]). Um dies zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harnisch oder aber im Priesterrock steigen konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Ehelosigkeit für die unumgängliche Voraussetzung der Gelangung zu allen höheren und höchsten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte steigen

---

1) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula." L. c. 12.

2) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculus, quem Astrolabium nominavit."

3) „Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

und wähnte die Voraussetzung seines Steigens mittels Geheimhaltung seiner Verehelichung umgehen zu können. Man sieht, der Mann war schon nicht mehr recht verliebt, seine Begierde war gestillt und er setzte die fernerweite Befriedigung derselben der Stillung seiner Ehr- und Ruhmsucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloise, begann jetzt erst recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemessers weigerte sich geradezu, auf den Heiratsvorschlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannschaft herabsänke. Sie bezeichnete es als unschicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geschaffen, sich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu sein [1]). Sie erklärte geradezu, daß sie einen Ehebund verabscheuen müßte, welcher den Geliebten seiner Freiheit berauben und wie der Philosophie so auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, sie machte sich nichts aus ihrer eigenen Schmach, so nur sein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

In der ganzen Verhandlung erscheint Heloise viel größer als Abälard, welcher ganz augenscheinlich vor dem zornwüthigen und rachsüchtigen Fulbert Furcht hatte und hauptsächlich durch dieses Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Geliebte zu rehabilitiren, indem er sich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja seinen Aussichten nicht schadete. Was demnach das Weib aus innigster, selbstlosester Liebe nicht wollte, das wollte der Mann aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und schön der himmlische Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angst des Irdischen". Heloise handelte heldisch, Abälard wand sich und tastete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an sich, der Mann dachte nur

1) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem." L c. 13.

an sich. Er kalkulirte, sie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Gelispel von Geigen und Flöten ein schütternder Posaunenton: —

„Stark wie der Tod ist die Liebe!
Fest wie die Hölle ihr Wollen!
Sie ist eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!"

5.

Zuletzt wich aber doch Heloise dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, seine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that sie dem geliebten Manne, in welchem sie gerne einen künftigen Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal oder gar Papst gesehen hätte, seinen Willen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in bangem Vorgefühle sprach sie ein prophetisches Wort, welches sich nur allzu sehr verwirklichen sollte [1]).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter seines Sohnes die gewünschte Einwilligung abzupressen, übergab den kleinen Sternhöhemesser seiner Schwester zur Pflege und führte Heloise nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daselbst ging frühmorgens in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariser Kirchen die Trauungsceremonie vor sich; die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten sahen sich nur selten und insgeheim. Allein dies gekünstelte Verhältniß konnte nicht von Dauer sein.

---

1) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor." L. c. 16.

Paris war schon damals die Stadt der Aergernisse par excellence. Wie hätte sich die Skandalchronik den kostbaren Stoff von Heloise's Verschwinden und Wiederkehr entgehen lassen können? Erst raunte und dann rasaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die schöne und gelehrte Heloise nach der Bretagne gereis't sei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichsten und unwissendsten Weiber die Einzelnheiten dieser Schamreise am genauesten anzugeben und mit den giftigsten Glossen zu begleiten wußten. Kurz, es gab ein groß Geschrei und unser kanonischer Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, seine Nichte, sie, welche seine Ehre, sein Ruhm, sein Stolz gewesen, sollte als „so Eine" verschrieen sein? Nimmermehr! Die Lästermäuler sollten zugestopft werden mit der Thatsache, daß Heloise ein ehrliches Eheweib; ja, das sollten sie! Und das dem Abälard gegebene Versprechen der Geheimhaltung seines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und sämmtliche Vettern und Basen der fulbert'schen Sippschaft hin und sagten aller Welt: Meister Pierre ist der rechtmäßige Gatte Heloise's; das Paar ist in aller Form und Feierlichkeit eingesegnet und getraut; da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung stattgefunden.

Wäre nun die arme Heloise ein gewöhnliches Weib gewesen, statt ein dämonisch bewegtes zu sein, so würde die Sache damit wohl ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätscher und Klätscherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beschäftigende Skandal trat so zu sagen aus seinem Positiv in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloise in hochherziger Selbstvergessenheit: Nein, es hat keine Trauung stattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, scheltet und lästert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenschild des Ehebundes über das

edle Geschöpf zu halten, welches seine Frau war? Nein, er schwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verschwendet an einen Mann, dessen Seelenfittige nicht Schwungkraft genug besaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloise behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard sank frühzeitig zur Philisterei herab.

Wie der kanonische Oheim wetterte und zeterte, kann man sich leicht vorstellen. Er that seiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an [1]) und es steht stark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeschritten sei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geschehen lassen. Es gelang ihm, sein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloise ein Asyl im Kloster von Argenteuil auszumitteln, allwo sie ja von früherher gut empfohlen war, da sie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Klosterschwestern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard sie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, also des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn siedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch, daß er seine rechtmäßige Ehefrau ins Kloster gebracht und ins Nonnenkleid gesteckt hatte, in bequemster Weise sich von ihr losmachen und befreien. Oder sollte, mochte der Kanonikus sich fragen, das Nonnenkleid seiner entehrten Nichte für den Lüstling von Speclecker gar nur ein wohlfeiler Deckmantel sein, hinter welchem sich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber sich als Ehemann bekennen müßte? Nein, das wenigstens — so brudelte der überschäumende Topf — soll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie soll nicht in

1) „Vehementer ille commotus, crebris eam contumeliis afficiebat“. L. c. 17.

den Fall kommen, ein zweites Astrolabium in die Welt setzen zu müssen!

Und wie gesagt, so gethan. Das Skandal sprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Bestechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'sche Sippschaft eines Nachts in seine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeschreckten Meister nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanonische Oheim das schnöde Attentat nur angestiftet oder aber ob er bei der Ausführung persönlich zugegen gewesen, sagt uns Abälard in seinem Berichte nicht [1]. Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was sie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe seines Berichtes mit kathedrarischer Eitelkeit sagt, es sei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu schildern, welche seine Verstümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloise's. Zur Zeit ganz niedergeschmettert, barg er seine Wunde, seine Scham und seine Demüthigung im Klosterschatten und nahm in der Abtei von Saint-Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Bestürzung und Beschämung als die Frömmigkeit zu diesem Schritte getrieben.

Noch bevor Meister Pierre die Kutte anthat, hatte sich Heloise den Nonnenschleier umgebunden. Sie hatte sich dazu entschlossen, sobald die Kunde von Abälards Missgeschick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umsonst hatten die Klosterschwestern, deren Liebling sie geworden, die junge Frau beschworen, ihre Jugend, Schönheit und

1) „Adversum me conjurati nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram."

Gelehrtheit nicht hinter den Klostermauern zu begraben. Heloise fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beschlossen sei. Aber sogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verschleierung hatte sie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es ist charakteristisch, daß diese mehr in antik-klassischen als in mittelalterlich-christlichen Anschauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenschleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, schluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus prorumpens ait"), welche Lukan im achten Buche seiner Pharsalia der Kornelia in den Mund gelegt hat [1]).

6.

Abälard nahm bald seine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode erlebte. Aber mit diesem neuaufgehenden Glanze seiner Wirksamkeit hoben auch wieder alle die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der sich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müßte, so man alle Gehirnnerven redlich anstrengte, doch wohl endlich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Hasses von einem Orte zum andern. Am unerbittlichsten schwang diese Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, besonders dann, als unweit von diesem Kloster Abälard im Jahre 1122

1) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam."

bei Nogent-sur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloise und ihre durch den „heiligen“ Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Klosterschwestern abtrat.

Bernhard, der strenge Mönch, der enthusiastische Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Mensch, eine dämonische Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indische Brahman von sich behauptete, Glaubensfeuer genug in seinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch so einen Weltbrand wenigstens symbolisch-poetisch veranstaltet, indem er, seiner gränzenlosen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied von der „Vanitas mundi“ dichtete [1]), welches Buddha oder Schopenhauer geschrieben haben könnten.

Genau betrachtet, drehte sich der Zank zwischen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeschlag des schon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber solche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen“ der Gesellschaft und wurde daher mit ungeheurem Ernste betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranstalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zusammentrat, erschien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meister Pierre als Angeklagter, welcher aber die Procedur abschnitt, indem er die Kompetenz der Versammlung bestritt und an den Papst appellirte. Da kam er aber übel an. Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden sollten und daß ihrem Verfasser als einem Ketzer („tanquam haeretico“) ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen sei. Der also Gemaßregelte wollte nun selber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papst auf den besser zu unterrichtenden sich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet sein könnte! Unterwegs wurde er

---

1) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?“ cet.

Der Inhalt des ganzen Liedes faßt sich zusammen in der Schlußzeile:
„Felix, qui poterit mundum contemnere.“

aber im Kloster Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten und dieser Freund vermittelte auch eine Aussöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu versuchen. Demzufolge begab er sich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er seine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grausamen Trennung in Paris haben sich Abälard und Heloise nur noch einmal gesehen. Es geschah dies im Jahre 1129, als Heloise sammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verschaffen, eilte Meister Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorstand, herbei und übergab mit Zustimmung des Bischofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloise und ihre Klosterschwestern. Paraklet gedieh sehr gut. Mittels einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts gestellte Kloster zur Abtei erhoben und Heloise zur Aebtissin ernannt.

Sie war eine vortreffliche Aebtissin, eine angehende Heilige. Aber sie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu sein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abschrift von dem berühmten selbstbiographischen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geschrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven aufgestandene Dichter, Mickiéwicz, hat die psychologische Thatsache, daß mitten im Braus und Saus des Missgeschickes der Stachel der Erinnerung in der Menschenbrust sich abstumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung seine Spitze wieder scharf fühlbar mache, in die schöne Strophe geprägt: —

> „Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund;
> In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund.
> Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
> Fassen es die Klauen."

Das mußte auch die arme Heloise bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beschwichtigt und geschweigt, wähnte es eingesargt in die Resignation klösterlicher Askese. Da schlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und strömte seinen hochherrlich-dämonischen Minnebrand in einer Epistel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulsirt und doch zugleich das glühendste Gedicht ist, welches jemals von einer Frau ersonnen worden. Es fehlen demselben nur Rhythmus und Reim. Auch ist etwas zu viel darin, etwas Störendes: die mancherlei gelehrten Anspielungen. Mitten in die innigsten Gefühlsergüsse hinein blaustrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er vonseiten seiner Feinde in seiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm gesagt hat, daß er die Perlen seiner Beredsamkeit vergeblich den Schweinen vorwärfe, kommt sie auf sich selber zu sprechen, auf die Katastrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß sie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geschrieben, verdient hätte, Trostworte von seinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du allein bist es auch, der mir das schuldet, weil ich, was du wolltest, so ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu sein, mich selber zu Grunde gerichtet habe. Und was noch mehr und wunderbar zu sagen ist, meine Liebe hat sich zu solchem Wahnsinn gesteigert, daß sie das, was sie doch einzig begehrte, ohne alle Hoffnung auf Wiedergewinn sich selber entzog, indem ich auf deinen Befehl meine Seelenstimmung und Lebensweise plötzlich änderte, um zu zeigen, daß du sowohl meines Leibes als meines Geistes einziger Besitzer seiest. Niemals — Gott weiß es — habe ich in dir und bei dir etwas gesucht als dich selber, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht Geschenke, nicht den Ehebund habe ich erwartet und nicht meine Wünsche und Wollüste, sondern, wie du wohl weißt, nur die deinigen habe ich zu befriedigen getrachtet. Wenn aber der Name einer Gattin

heiliger und werthvoller zu sein scheint, so ist doch mir der Name einer Freundin süßer vorgekommen oder, wenn du nicht darüber böse wirst, der Name einer Beischläferin oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich desto größere Gnade bei dir fände und also dem Ruhme deiner Vortrefflichkeit weniger Eintrag thäte. Gott rufe ich als Zeugen an: wenn auch der Kaiser, der Herr der Welt, mich der Ehre würdigte, seine Gattin zu werden, und mir den ganzen Erdkreis für allzeit zu Füßen legte, so würde es mir doch theurer und werther erscheinen, deine Buhlin" — (der Ausdruck im Original ist noch viel drastischer) — „als seine Kaiserin zu sein" [1]).

Hieran knüpft Heloise einige feine Bemerkungen über das Wesen der Liebe und legt dar, daß dieselbe zumeist eine Täuschung („error"), weil eben die hochgespannten gegenseitigen Erwartungen gar selten in Erfüllung gingen. Sie jedoch, fügt sie frohlockend hinzu, habe keine Enttäuschung zu befahren gehabt. „Denn was andere Frauen von ihren Männern sich einbildeten, das hat die ganze Welt von dir nicht nur geglaubt, sondern auch gewußt, und meine Liebe zu dir konnte demnach desto wahrhafter sein, je weiter sie von der Täuschung entfernt war. Welcher König doch oder welcher Weise kam an Ruhm dir gleich? Welche Gegend, welche Stadt, welches Schloß dürstete nicht nach deinem Anblick? Wer, ich frage dich, rannte nicht, dich zu sehen, wenn du erschienst? Wer reckte nicht den Hals, dir nachzublicken, wenn du verschwandest? Welches Weib, welche Jungfrau

1) „Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates et voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti; ut quo me videlicet pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, charius mihi et dignius videret, ut tua dici meretrix quam illius imperatrix." Epist. I. Heloisae. L. c. 49.

schmachtete nicht nach dir Abwesendem und entbrannte nicht für dich Gegenwärtigen? Welche Königin oder Fürstin beneidete nicht die Wonnen meines Lagers?“

Sie führt das noch weiter aus und sagt dem Geliebten, daß ihm die Herzen aller Frauen zugeflogen seien insbesondere um der Anmuth seiner Rede und um der melodischen Zärtlichkeit seiner Lieder willen. Weiterhin drängt sich ihr ein Vorwurf in die Feder. „Sage mir, wenn du kannst, warum ich nach unserer Bekehrung (post conversionem nostram), welche doch ganz und allein dein Werk war, bei dir in so große Vernachlässigung und Vergessenheit gefallen bin, so daß du mich weder anwesend durch dein Gespräch noch abwesend mittels Briefen tröstest. Sag' es mir, wenn du kannst, oder aber ich will dir sagen, was ich fühle und was alle argwöhnen: — mehr die Begierde hat dich mir verbündet als die Freundschaft, mehr die Sinnenbrunst als die Liebe. Maßen nun, wonach du gelüstetest, verschwunden ist, verschwand damit auch dein darauf gerichtetes Thun.“

Die reine Flamme ihrer Liebe verzehrt jedoch sofort wieder diese augenblickliche Bitterkeit und gegen das Ende des Briefes zu lodert das Feuer abermals hoch und schön empor. „Ich wäre — ruft sie dem Geliebten zu — so du in vulkanische Krater dich gestürzt hättest, nicht unschlüssig gewesen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, sondern in dir war meine Seele und auch jetzt und mehr noch als je ist sie, so sie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann sie gar nicht sein“ [1]).

Abälards Antwort auf diesen glühenden Ausbruch ist ganz steifleinen und philisterhaft, durchweg nur theologische Zungendrescherei. Heloise läßt sich dadurch nicht abschrecken. Auch ihr zweiter Brief ist voll Glut und heiß hadert sie

1) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest.“ L. c. 52.

darin mit dem Schicksal, daß sie straflos ausgegangen seien, während sie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes schwer auf sie gefallen, als sie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen gesucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade um seiner Ehemännischkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müssen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen sie das alles vorbringt, nehmen sich im Munde einer Aebtissin freilich sonderbar genug aus [1]). Edel und rührend aber ist, wenn sie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen mußte, was beide gefehlt, und wenn sie hochherzig sich selber den größeren Theil der Verschuldung zuschreibt [2]). Als Entgegnung auf diese innigsten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitschweifig vor und faßt dann sein Gepredige in die kühle Ermahnung zusammen: „Nimm, o Schwester, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden ist“ [3]).

Summa: Heloise verhielt sich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poesie zur Prosa sich verhält. Das Weib stand hoch über dem Manne.

Er starb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloise erbat sich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet bestattet. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie, am 16. Mai von 1164 verstorben, an seine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloster Paraklet aufgehoben

---

1) „Dum solliciti amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore conjugii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti.“ Epist. II. Hel. L. c. 64.

2) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, duo in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti.“ 65.

3) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer.“ Ep. III. Abael. L. c. 87.

wurde, schaffte man den Doppelsarg mit den Ueberresten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenstadt des Père Lachaise.

Also auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine Handvoll Staub. Sankt Bernhard hat doch recht mit seinem Weltverachtungsgesang. Es lohnt sich nicht der Mühe, dieses Drama durchzuspielen. Sämmtliche Rollen darin, selbst die glänzendsten, sind undankbar. Aber wir sind nun einmal dazu gepreßt und müssen trachten, uns möglichst gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtschuldigem Ernst und Anstand zu spielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? ist eitel; denn „nur ein Narr wartet auf Antwort".

Der Dede Sultan.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre
Kennt er erst einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.
Göthe.

1.

Leid und Lust, Weh und Wonne. Zwischen diesen Gegenpolen bewegt sich die große Täuschung, genannt Menschenleben, wenn dieses ein vorwiegend glückliches ist. Denn auch der Glückliche hat seinen reichlich zugemessenen Antheil vom Unheil alles Erdendaseins zu tragen. Diesen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, ist Taschenspielerei. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine Verneinung solcher armsäligen Lüge. Zwar steht im Havamal der Edda geschrieben:

„Ganz unglücklich ist keiner,
Ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude.
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun“ —

aber es steht auch tausendfältig geschrieben und ist millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchstes Glück ist überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der scheinbaren Verwirklichung dieser Ahnung beginnt auch die Enttäuschung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich schön hat

Burns das gedankenschnelle Vorüberzucken des Glücksblitzes geschildert [1]).

Mit einem Schmerzensschrei begrüßen wir das Dasein, mit einem Schmerzgestöhn sagen wir demselben Lebewohl. Als das unbehilflichste aller Geschöpfe entwindet man uns dem Mutterschoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns schließlich im Erdenschoß. Alles Glück, welches zwischen diesen beiden Vorkommnissen zwischeninneliegen kann, ist nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weisen aller Zeiten wohl gewußt. Von jenem indischen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtsein des Weltschmerzes zuerst die furchtbare Wahrheit: „Leben ist leiden!" ausgesprochen hat, spannt sich bis auf unsere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für diese Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieser Kette bildete.

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelsten Schöpfungen des Menschengeistes: auf den Meisterwerken der hellenischen Skulptur wie auf den Domkolossen des Mittelalters. Es ist derselbe „Schmerz der Kreatur", welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen

1) „But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm."
(Und aber die Lust sie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume schon!
Dem Schnee auch, der ins Wasser dort
Weißschimmernd sinkt, doch schmilzt sofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl sie gleicht,
Das, eh' du's recht geseh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewischt von Sturmesmacht.)

wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umschleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firdusi und beim Nibelungendichter, beim Aeschylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben ist leiden“. Dante's Zorn über die Pein, Mensch zu sein, ras't hinter dem Gitter seiner Terzinen wie ein Leu in seinem Käfig. Als Summe von Shakspeare's Poesie ergibt sich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Aristophanes, Rabelais, Cervantes und Swift ist nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthsel und die Nichtswürdigkeit der Menschen. Jedes sehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwischen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwischen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht sein, das wäre dem Erdgebornen das Beste“ — so bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Gesammtresultat des Daseins: „Wir alle leiden am Leben“. Einer der besseren Römer, Lukan, meinte, höchstes Menschenglück sei, mit Anstand zu sterben[1]), und der tiefsinnigste katholische Dichter, Calderon, suchte sich über den Jammer des Daseins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholische übersetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblase, für ein schlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was ist Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum ist unser Leben
Und die Träume selbst sind Traum.“

Schon recht. Wäre nur der „Schaum“ nicht so kaltnässend, das „Gedicht“ nicht so zudringlich wirklich, der „Schatten“ nicht so greifbar leibhaft und der „Traum“ nicht so alpschwer! Der alte Sallust hat gelegentlich die

1) „Scire mori sors prima viris“. Pharsal. IX, 211.

achselzuckende Bemerkung gemacht: „Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis“ — aber das Negotium, die schwere Arbeit des Daseins, will und muß gethan sein, weil eben uns armen Teufeln von Menschen allen der „Wille zum Leben“ eingeboren ist. Vor Schopenhauer hieß dieser philosophische Begriff einfach der Magen. Der menschliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weitesten aber hat es darin in unseren Tagen doch wohl die Gauner-, Banditen- und Hurenbande des zweiten Empire gebracht, indem sie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. December, allwo sie die große Boulevardschlächterei verübte, die prunkende Etikette „Gesellschaftsrettung“ aufklebte. Sie durfte es; denn sie wußte, daß je größer ihr Frevel, um so größer auch der Beifall vonseiten der menschlichen Niedertracht sein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Christi“ mit einer Kanonensalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte das ganze officielle Europa mit jubelnden Beifallssalven. Die kleinen Diebe henkt man jetzt nicht mehr: man füttert sie vielmehr auf Kosten der ehrlichen Leute; aber die größten, so man etwa mal einen in Sedan fängt, ja die logirt man möglichst bequem und behaglich, möglichst prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit sie sich fernerweit in kaiserlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Witwen und Waisen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Wesen ist Wahn und dein Name Wind.

2.

Der Widerspruch gegen die Organisation der Gesellschaft ist bekanntlich so alt wie diese selbst. Der Satan des persisch-jüdisch-christlichen Mythus war der erste Kritiker

des Systems patriarchalischen Absolutismus, der Kain der hebräischen Paradiessage eine Art von vorsintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß schon in vorhistorischer Zeit, in fernabliegenden verschollenen Jahrtausenden Zornschreie der Verzweifelung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienst und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menschheit aus heißpulsirenden Menschenherzen zum tauben Himmel emporgestiegen seien, wie einen solchen Zornschrei auch der arme Lamartine in besseren Tagen in seiner Seele gefunden und herausgeschleudert hat [1]). Freilich ist seine Empörung akademisch glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titanisch gen Himmel thürmt. In Shakspeare's Timon vollends ras't die wilde Jagd des Pessimismus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir scheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten sprechen oder vielmehr weinen lassen als der Kleinrusse Taras Grigoriewicz Szewczenko [2]). Seine Poesie, in der schwermuthsvollen Molltonart der slavischen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz . . .

Jahrtausende schon, bevor Rousseau seine hochberedsame,

---

1) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Les forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang;
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant."

2) Vgl. J. G. Obrist: T. G. Szewczenko, ein kleinruss. Dichter, 1870. S. bes. die beiden Dumken „Die Lilie" (S. 44) und „Die Rusalka" (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und starb nach einem Dasein voll Mißgeschick 1861.

aber, wie heute wohl kein Wissender mehr bestreiten wird, auf dem Treibsande falscher Voraussetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" losließ und damit zu einer unabsehbaren socialistischen Literatur den Anstoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menschen religiöse Phantasten und philosophische Träumer lebhaft beschäftigt. Von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menschen gefehlt, welche die traurige Thatsache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenschen keineswegs immer nach Verdienst zugemessen werden, nicht rasten und ruhen ließ. Die Gesellschaft so, wie sie war, erschien ihnen nur als ein abscheuliches Zerrbild dessen, was sie eigentlich sein sollte. Nämlich sein sollte dem Ideal zufolge, welches sie in der Brust trugen. Sie wähnten, nur die Selbstsucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten wäre schuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtlose gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem sie der eisernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenstellten. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Natur selbst mit jener unerbittlich grausamen Logik, welche ihr erstes und ewiges Attribut ist, die Thatsache der Ungleichheit gesetzt hat und festhält. Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz so gut wie irgendeins. Die schädlichen Wirkungen von Naturgesetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze so zu sagen seinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgesetze aufheben kann kein Gott und kein Mensch. So lange die Menschheit existirt, wird es schöne und häßliche, gerade und krumme, starke und schwache, gesunde und kranke, gescheide und dumme, fleißige und faule, sparsame und verschwenderische, ehrbare und liederliche, ehrliche und gaunerische, tugendhafte und frevlerische, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geistig schaffende und mechanisch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menschen geben. Eine

kommunistische Schablonenmenschheit oder Menschheitschablone ist nur ein Narrenwahn, die menschliche „Bruderschaft“ ein nicht einmal im kleinsten Kreise dauerhaft zu verwirklichender Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoskop für große Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweisen hin, welche die Geschichte für die Thatsache beibringt, daß die Menschenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphrase war und demnach auch allzeit nur eine solche sein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde sie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumenische“ Flüchespritze, um alle die lieben „Menschenbrüder“, welche nicht an den alleinseligmachenden Humbug der „Unfehlbarkeit“ glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überschütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „stets an der Spitze der Civilisation marschirende grande nation“ ließ sich wie ein wohldressirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walstätten des deutsch-französischen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entsetzlich offenbar würde, weß Wesens die vielgepriesene moderne Civilisation eigentlich wäre. Falls Vorhersagungen über das Endschicksal der Menschheit nicht überhaupt müssige Spielereien wären, so hätte man vollauf Grund, zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'sches Idyll sein, sondern vielmehr ein byron'sches Nachtstück, wie solches der große Dichterlord in seiner furchtbaren Vision „Darkness“ mit Höllenfarben gemalt hat ....

Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittels kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt.

So haben z. B. die „Rappisten“ in der kommunistischen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen angehamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Socialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie verschreiten. Er kann sich dieser Konsequenz gar nicht entziehen: darum ist er gerade so wesentlich antisocial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitsüchtig und tyrannisch, wie das Christenthum in der Jugendfrische seines Fanatismus gewesen und, wo immer es ernstlich-dogmatisch genommen wird, bis zur Stunde geblieben ist. Vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen Ich, sich auf sich selbst zu stellen, sich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruhelosen Kampf um's Dasein, sich so oder so hervorzuthun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden, drückt die Individualitäten platt unter der bleierndummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigsten Bande, welche die Menschen aneinanderknüpfen und dem Unsinn des Lebens wenigstens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Gesellschaft in die Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie euer Feist Lasal — die humanitären Phrasen und jesuitischen Mentalreservationen abgerechnet — euch vorgeschwindelt hat, und

„Gebt nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.“

Sie *wird* sich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchsten oder

tiefsten Blödsinn gegeben, welcher nicht seinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine dämonische Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade so wenig an- und aufzukommen ist wie mit papierenen „Menschenrechten" gegen wohlbediente Kanonen und rücksichtslos gehandhabte Bajonnette.

3.

Erleuchtetste Geister wie unklarste Schwärmer haben sich von jeher abgemüht, das unselige Sphinxräthsel, das „sociale Problem", zu lösen. Der älteste historisch bekannte Versuch, eine theoretische Lösung in die Praxis des Lebens zu übertragen, ist, wie jedermann weiß, die mosaische Gesetzgebung gewesen. Vom kommunistischen Princip ausgehend und dasselbe streng durchführend hat sie das mit kanibalischer Grausamkeit seinen rechtlichen Besitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Israel so vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein bestimmter Theil des Bodens in gleichen Loosen zugewiesen wurde. Der jüdische Gesetzgeber wußte freilich gar wohl, daß diese Gleichheit des Besitzes unmöglich eine dauernde sein könnte; aber er traf Vorsorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu diesem Zwecke setzte er das sogenannte Jubeljahr („Schenat Hajjobel") ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Versöhnungstage" (am 10. des 7. Monats) unter Posaunenschall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr desselben wurden alle Sklaven und Sklavinnen israelitischer Herkunft ohne alle Entschädigung der Besitzer frei, die veräußerten Grundstücke fielen an den ursprünglichen Besitzer oder dessen rechtmäßige Erben zurück,

alle Schuldtitel erloschen und sogar die Erde sollte an dieser Erneuung und Wiedergeburt der Gesellschaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen mußte.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieser kommunistischen Gesellschaftsverfassung gebracht? Dazu, daß ihre Geschichte eine der grausigsten ist, welche gedacht werden können, und daß sie, den energischen Ausdruck des römischen Historikers zu gebrauchen, „zum Abscheu des Menschengeschlechtes“ wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu erhalten, unternahm auch die der kretischen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgisch-spartanische Verfassung, welche aber, wohlverstanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Basis des Helotenthums, d. h. der grausamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieser von gelehrten Dummköpfen vielgepriesene Kommunismus, welcher das Institut der Ehe zu einer bloßen Beschälungsanstalt verbestialisirte, aus den Spartanern gemacht? Gewissenlose Egoisten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falschheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden sind und zum Untergange griechischer Freiheit und Kultur sehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philosophischen Theorie des Kommunismus soll einer Bemerkung des Aristoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewisser Phaleas aus Chalkedon gewesen sein. Ihn verdunkelte jedoch vollständig der große Platon, welcher in seiner Schrift „Vom Staat“ den Idealstaat mit Gütergemeinschaft konstruirte, — eine der kolossalsten, buntestschillernden Seifenblasen, welche jemals die menschliche Phantasie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieschwindels geblasen hat. Bemerkenswerth ist daran insbesondere zweierlei: erstens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine demokratische Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrstand, nicht aber dem Nährstand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der superlativische Idealist Platon in seinen Vorschriften über das Verhältniß der beiden Geschlechter

völlig auf den Standpunkt spartanischer Stuterei sich stellt. Auch im platonischen Idealstaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich scheint dem guten Philosophen der kommunistische Dusel verflogen zu sein. Wenigstens ließ er in seinem Buch „Von den Gesetzen" die kommunistischen Postulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinschaft nur für Götter und Göttersöhne sich eigne", d. h. daß sie für die Menschen, wie diese nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, eine Unmöglichkeit sei. Platons Zeitgenosse, der Erzschalk Aristophanes, einer der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, hat bekanntlich in seiner Komödie „Die Weibervolksversammlung" den platonischen Idealstaat und dessen Güter- und Weibergemeinschaft mit unsterblichem Gelächter überschüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernsten Apostel des Kommunismus wie angemessen, und wenn man seiner Klubbrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der sogenannten Socialdemokraten und Socialdemokrätinnen unserer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommunisten mit den kommunistischen Tendenzen des Urchristenthums Parade machten, so muß das der bekannten Unwissenheit und Oberflächlichkeit dieser Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit diesen kommunistischen, aus dem Essenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchristenthums nicht weither und jedenfalls sind sie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Christenthum auch unter den besitzenden und gebildeten Klassen Mode geworden, waren die vielbesungenen kommunistischen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modische Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen feiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranstaltet. Die bezüglichen Schildereien, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in seinen Briefen entwirft, die sich über seine Erlebnisse in Rom während der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im

13. und 14. Jahrhundert sodann suchten christliche Sekten, insbesondere die „Geschwister des freien Geistes" und die „Apostelbrüder", die essenisch-urchristlich-kommunistischen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Bestrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebstahl und gräuliche Unzucht. Das christliche Institut der Möncherei ist allerdings ein kommunistisches und hat sich — je dümmer, desto dauerhafter — seit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch diese gemeinschädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Gesellschaftideal ausgeben wollen? Haben denn die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'schen Phalanstère-Herrlichkeit, haben sie nie davon läuten gehört, daß die klösterliche Sklaverei die härteste von allen?

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommunistische Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatischer Anhänger gewann, ist bekannt. Ebenso, daß die wiedertäuferische Kommunisterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Bockelsohn zu Münster zeitweilig (1534—35) staatliche Gestaltung gewann und folgerichtig in die zwei Spitzen molochistischen Wahnwitzes auslief, in Wollust und Grausamkeit. Endlich ist auch bekannt, daß innerhalb des Kreises christlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommunistische Gelüste sich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckerischer Tabernakel der kommunistische Unzuchtkitzel der Weibergemeinschaft frech sich regt. Weniger bekannt dagegen ist, daß auch im Schoße des Islâm vor Zeiten eine kommunistische Bewegung stattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angesehen zu werden[1]).

1) Hauptquelle für das Folgende ist die „Historia Byzantina" des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum

4.

Der Insel Chios gegenüber springt das kleinasiatische Festland in eine bizarr gestaltete Landzunge aus, welche sich südwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein kolossales Ei geformt, bildet mit seinem Ostrande die westliche Einfassung des Golfes von Smyrna und treibt aus der Mitte seiner Masse den Karaburun empor, den schwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Stylarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, schluchtenreiche Waldgebirge ihrerseits nannten.

Diese Berglandschaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigsten Episoden der türkischen Geschichte sich abspielte, — eine Episode, die, kulturgeschichtlich angesehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelspiel des Osmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun schlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung ist in jener Periode der Türkengeschichte ziemlich unsicher und verworren — eine

---

histor. byzant.) Dukas war in seinen jüngeren Jahren Zeitgenosse der denkwürdigen Ereignisse auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Insel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatsachen betrifft, verdient er Vertrauen. Dagegen ist er der Geistverlassenheit, welche den byzantischen Historikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der psychologischen und socialen Motive der Begebenheiten ist bei ihm keine Rede. Seine Geschichtschreibung ist nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perspektive, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeisen (Gesch. d. osman. Reiches in Europa, I, 473 fg.) haben aus Neschri und Seadeddin einiges Wesentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht. Ein deutscher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede stehenden Stoff lebhaft angemuthet und schuf daraus seine schöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne“ (Ausgew. Werke, IV, 1). Darin tritt der kommunistische Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indischen Blumenseelen“ vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

Flamme auf, welche für das Reich Osmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Stylarios nämlich erhob sich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Versuch machte, die Bekenner des alten und des neuen Testaments mit denen des Korans zu versöhnen und zu verbünden und Moslemin, Juden und Christen unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu sammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinschaft verkündigte.

Die Zeit mußte solchem Unternehmen günstig sein, denn sie war ja voll Trübsal. Timurs entsetzliche Tatarenflut war über Asien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz" Bajesid ausgelöscht (in der Schlacht auf der Ebene Tschibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajesids Söhne auf asiatischem und europäischem Boden in mörderischen Brüderkriegen um den Besitz des Osmanenthrones gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten seiner Mitbewerber, seinen älteren Bruder Musa, auf der Ebene von Tschamurli besiegte und den Gefangenen mittels einer Bogensehne erdrosseln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padischah Mohammed der Erste triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt sein Enkel, Sultan Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Dragosos, auf der Bresche beim Romanosthor heldisch gefallen, seinen Triumpheinzug in die erstürmte Konstantinopolis und sah mit grimmigem Lächeln, wie das große Krucifix vom Hauptaltare der Aja Sofia herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das ist der Gott der Christen!" umhergetragen wurde. Dann sprang er auf einen der Altäre, auf welchen seine im Siegesorgiasmus rasenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geschändet hatten, stimmte das Symbolum des Islâm an: „Außer Allah kein Gott" und schöpfte der Stadt, die jetzt *seine* Hauptstadt war, den Namen Istambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Ersten war von den Nachwehen der mongolischen Invasion wie der inneren

Kämpfe, zu welchen Bajesids Fall und Tod das Signal gegeben, schwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Asien und Europa, sondern auch die der herrschenden Kaste, der Türken, war vielfach eine verzweifelnde. Materielle Noth und moralische Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollständig durchgeführte und gesicherte, weil insbesondere sein unglücklicher Bruder Musa einen starken Anhang hinter sich zurückgelassen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulsirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebellische Regungen. Wie in solchen Lagen allzeit und überall zu geschehen pflegt, so gab sich auch damals unter der Bevölkerung des Osmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß also besser werden! Der uralte und ewigjunge Wiegensingsang, womit Menschen und Völker sich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblasen in die Luft und der sie dann mit kindischer Zuversicht nachlaufen, bis sie unversehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um so energischer der Gegendruck des Hoffnungswahns. Aus dem Extrem der Noth springt, so zu sagen, der Mensch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illusion hinüber und so geschah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen socialen Salto mortale, man stellte die Gesellschaft, um sie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht so originell, wie es beim ersten Anblick aussah. Auch in der islamischen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Fersen. Namentlich von der Zeit an, wo der Islâm nach seinem Vordringen nach Iran und Hindostan mit parsischen und brahmanischen Anschauungen sich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung erhoben in Khorassan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöse und sociale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte“ den Islâm durch Einführung der brahmanischen Seelenwanderungslehre, dieser (der „ver-

schleierte Prophet") predigte und prakticirte eine ganz willkürlich aus dem Parsismus gezogene zuchtlose Freigeisterei. Unlange nachher kam die Sekte der Churremije, d. i. der „Fröhlichen" auf, gestiftet von einem gewissen Babek, einem persischen Jan Bockelsohn, welcher lehrte, die Bestimmung des Menschen sei, fröhlich zu sein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf, die Weiber natürlich inbegriffen, sei Gemeingut der „Fröhlichen".

Der türkische Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernster und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Böreklüdsche Mustafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer [1]). Eine auserwählte Natur sicherlich, eine bedeutende Persönlichkeit, ein Schwärmer, der an seine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu seinem letzten Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirksam sein will, nie fehlen darf. Die Illusion muß schlechterdings an sich selber glauben, so sie an Anderen Glaubenswunder wirken soll.

Schade, daß unser zundertrockener Dukas vom Werden und Wachsen des Heilands gar nichts berichtet. Er läßt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Fassen wir aber die damaligen Zustände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbesondere in Kleinasien zusammen, so finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrsal von islamisch-persischer, jüdischer und christlicher Mystik den Anstoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiösen und socialen Revolutionsversuch gegeben habe.

Böreklüdsche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieses Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein,

---

1) Dukas (c. 21, p. 62): „*τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος*", — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuerisch" schlechtweg bedeutet, sondern auch den Nebensinn „roh", „brutal" in sich schließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Persönlichkeit Böre's näher sich zu erkundigen.

ist dein; was dein, ist mein. Alles ist gemeinsames Gut, mit Ausnahme der Weiber; gemeinsam ist der Ertrag des Feldes, das Feld selbst, gemeinsam sind Kleider und Geräthe. Du betrachtest und brauchst mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauses als des meinigen, immer das Harem ausgenommen" [1]).

Neben diesem Kommunismus, welcher sich vor dem lykurgischen, platonischen und saint-simonistischen durch Heilighaltung der Ehe sehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botschaft Böre's zu ihrem wesentlichen Inhalt auch noch eine kosmopolitische Toleranz, welche sich namentlich den Christen gegenüber sehr nachdrucksam aussprach. Der Prophet orakelte: „Jeder Moslem, welcher sagt, die Christen seien keine rechten Gottesverehrer, der ist selber ein Gottloser" — und dieses Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botschaft vom Karaburun sich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der Kreuzreligion benahmen. Wo sie — wird uns gesagt — einem Christen begegneten, umhals'ten sie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes [2]). Der neue Heiland suchte dieses Verhältniß für seine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwischen den Moslemin und den Christen Kleinasiens und des Archipels eine enge Verbindung zu stiften. Demzufolge ließ er insbesondere den Primaten und Prälaten der Insel Chios wiederholt entbieten, er sei fest überzeugt, das gemeinsame Heil beruhe auf einer festen Glaubensbruderschaft zwischen den Anhängern Mohammeds und Christi. Es lebte damals im Kloster Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein starker Geruch der Heiligkeit ausging. Böre erkannte

1) Dukas (l. c.): „*καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ ἀρούρας. ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους.*"

2) Dukas (l. c.): „*πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Διός ἐτίμων.*"

mit jener Schlauheit, welche Fanatikern selten abgeht, daß er diesen christlichen Heiligen zu seinem Werkzeuge machen müßte. Zwei seiner Sendboten, Derwische, erschienen in Turlotas, wie christliche Bettelmönche ausstaffirt, d. h. barfüßig, geschorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einsiedler: „Also spricht unser Meister: — Ich lebe wie du ein Leben der Askese; ich verehre denselben Gott, welchen du verehrst, und ich werde nächtlicher Weile stillheimlich auf meinen Füßen meerüber zu dir kommen". Und siehe, der christliche Schwärmer glaubte dem islamischen, glaubte demselben so frommlich, daß er alles Ernstes aussagte, Böreklüdsche käme allnächtlich zu ihm über das Meer herübergewandelt und sie sprächen und beteten dann mitsammen [1]). Das Ansehen des türkischen Heilands wuchs dadurch unter den Christen sehr bedeutend.

In Sachen des Glaubens wie der Politik ist das Dümmste immer das Mächtigste: es wirkt auf den großen Haufen mit dämonischer Gewalt. Man muß, so man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtseiendes sich berufen, sondern man muß auf ihre Phantasie abstellen und dieser darf man das Ungeheuerlichste, Absurdeste und Groteskeste zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und schamlos zugelogen! Wollt ihr den süßen und den sauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, so lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Besonderen, wie Napoleon-Verhuell, Ollivier, Gramont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. s. w. bis X, Y, Z im Jahre 1870—71 gelogen haben.

Auch mit den Juden suchte Böre Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anschicksmann den Rabbi Torlak Hudbin Kemal, welcher, so zu sagen, den

1) Unser Gewährsmann Dukas erklärt, er habe diese und andere derartige Schwarbeleien („καὶ ἄλλα τινὰ τέρατα") aus des heiligen Mannes eigenem Munde vernommen.

Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anschauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbesondere unter den Derwischen Kleinasiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht sehr schwieriges Geschäft, diese Werbung für das kommunistische Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tausende dieser Lumpe zusammen, welche es sehr leicht und eilig hatten, zu sagen: „Was dein, ist mein!“ maßen der Zusatz: „Was mein, ist dein!“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts besaßen als ihren Bettelsack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft eine sehr gemischte Gesellschaft in die Thäler des Stylarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, sogar tausende schlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung desselben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie sie ihren Heiland nannten, werde schon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber sicherlich auch hunderte, tausende von Tagedieben, Taugenichtsen und verzweifelten Gesellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß sich Narren genug fänden, welche für sie arbeiteten. Leider sind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wissen nicht einmal genau, wie lange die kommunistische Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des schwarzen Berges gewährt habe. Das aber wissen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, solche Schwertpredigt ins Werk zu setzen, nach und nach eine stattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zusammenbrachte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 3000 und 10,000 Mann; fest steht aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die tausende ging.

4*

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland gewesen sein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieses Nichtwissen! Denn die Geschichte der Religion könnte nur gewinnen, so sie aus dem „heiligen" Dunkel der Mystik und Phantastik vollständig und allseitig in die „freche" Tageshelle der menschlichen Interessen und Leidenschaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieser wissenschaftliche Gewinnst auch ein wirklicher, d. h. ein menschlicher? Sind die Wahrheitsucher, deren Augen so beschaffen, daß sie das Brett, welches religiöser und politischer Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwissenden vor die Stirne bindet, durchdringen können, sind sie glücklicher als die kenntnißlose Menge? Glücklicher als die Phantasten und Illusionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was ist am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als das, worüber man zeitweilig übereingekommen ist, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtausend lang galt der gesammten Christenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter" Wesen für eine hochheilige „Wahrheit" das vom Sankt Ambrosius psallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula;
Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae" . . . . . [1]).

1) „Zur Pforte Christi ward die Maid
Voll aller Gnaden Süßigkeit;
Der König schritt hindurch und doch
Blieb sie und bleibt verschlossen noch.

und es untersteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche diese und andere dergleichen „Wahrheiten“ gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls sie einen solchen überhaupt besitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entschieden ruhiger und zufriedener, folglich glücklicher sind als solche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens und Forschens besessen, rast- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie gesagt, am Ende auch nur eine „fable convenue“, eine vereinbarte Narrethei ist, Spielzeug für grauhaarige Kinder in frostigen Dachstuben. Die redlichen Wahrheitsucher, solche wie Lessing, wußten und wissen das wohl. Darum hatten und haben sie nur am *suchen* ihre Freude, nicht am finden. Sie bildeten und bilden sich auch gar nicht ein, einen wirklichen *Fund* gemacht, die absolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitsucher wissen und bekennen, daß sie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchstfragwürdigen sein müssen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Mensch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philosophеme, die exakten oder die humanistischen Wissenschaften auf die furchtbare Hiob-Prometheus-Faust-Manfredfrage herzustottern pflegen, sind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Kathederseiltänzer den aus ihren aufgeblasenen Orakelbacken entlassenen Wortwind für eine Lösung des unseligen Welt- und Menschenräthsels ausgeben, so kennzeichnen sie sich selber als die, als welche sie schon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hannswurste,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,

Des höchsten Gottes Sproß erbrach
Und ließ das keusche Brautgemach,
Erlöser, Gründer, Bräutigam
Der Kirche, der ihr Riese kam“. *Simrock.*

Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Und Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern können machen."

Den leitenden Draht, woran der Messias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn so geschickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, sondern auch der geleitete Böre selber sich einbilden konnte, ein solcher Leitdraht sei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktischer Politiker, den man nicht zu sagen brauchte: „Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!" Er wußte auch, daß der wirksamste Hebel, die Massen in Bewegung zu bringen, Schwindel hieße, und er zögerte keinen Augenblick, diesen Hebel zur Förderung seiner Absichten in Thätigkeit zu setzen, d. h. seinen Einfluß auf Böreklüdsche zu benützen, um diesen die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieses Evangeliums und die dadurch bezweckte Ansammlung streitbarer Scharen in Kleinasien gehörte nämlich mit in den Aufstandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padischah Mohammed den Ersten ins Werk setzen wollte.

Der Mann war hochstrebend, vom Ehrgeize verzehrt und wohl auch von einer besseren Leidenschaft gestachelt. Von der Leidenschaft nämlich, den bei Tschamurli so kläglich vernichteten Musa an dessen siegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte sein Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangesehenen, ja fast für heilig geachteten Würde des obersten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteste Rathgeber und Minister Musa's gewesen. Der Untergang desselben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber so überaus groß war das Ansehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmanischen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu schonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an

und setzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin seinen Plan, den Thron des Padischah umzustürzen, auszuhecken, allseitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar sind oder ganz schweigen. Möglich, daß er sich mit dem Gedanken schmeichelte, er, der beste Ausleger des Koran, würde keinen schlechten Sultan vorstellen. Gewiß ist, daß er alle die zahlreichen Fäden seiner Verbindungen in Asien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mohammeds des Ersten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der asiatischen Seite des Bosporus wurde Böre, mit welchem er ja schon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den schlauen Gelehrten kein schweres Geschäft sein, den bildungslosen, aber ehrlichen und energischen Schwärmer vom Karaburun zu seiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie schon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommunistische Heiland noch Verrückteres gepredigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in der That dem socialistischen Evangelium vom Stylarios eine gewisse Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Böre verstieg sich nicht bis zu der Höhe des Unsinns, von welcher herab vier Jahrhunderte später Saint-Simon die „Rehabilitation" des Fleisches verkündigte, ein Dogma, das sodann die Saint-Simonisten also kommentirten: „Jeder ist für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zusammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt." Von solchem saint-simonistischen „mariage libre" hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantasirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmessias des modernen Socialismus phantasirte, Fourier, welcher zur Geschichte der menschlichen Narr-

heit einen der kostbarsten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretisirte socialistische Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergestellt wäre, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menschliche Gesellschaft, sondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die gesammte Natur, auf das Weltall sich erstrecken. Was würde man nicht alles sehen, erleben und genießen, wann erst unser armer Planet, mit fourieristischen „Phalanstères“ bedeckt, ja in ein kolossales Phalanstère umgewandelt, die unselige Kruste, womit eine falsche Philosophie ihn bedeckte, gesprengt hätte. Denn dannzumal würde sich die Lage der Erdachse so glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtschatka ein sicilisches Klima hätte und die Lappinnen so gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andalusierinnen. An die Stelle unseres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als sechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Gestalt einer riesigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit frischer Schöpferkraft ausgestattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkstelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger, welche sich eine Ehre daraus machen würden, den Menschen als windschnelle Reitpferde zu dienen; ebenso Antiwalfische und Antihaifische, welche sich aus freien Stücken beeiferten, den Menschen ihre Schiffe über den Ocean zu ziehen, der seinerseits nicht mehr aus gemeinem Salzwasser, sondern aus vortrefflicher Limonade bestehen würde. In demselben Verhältnisse würden sich natürlich auch die Menschen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchschnittshöhe von 80 Fuß, ihr Dasein eine Durchschnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachsen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen sowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie schade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam sein „Encomium moriae“ oder

als Swift seinen „Gulliver" schrieb. Die Komik von Fouriers socialistischem Millennarium wirkt um so drastischer, wenn man bedenkt, daß diese saftigen Narretheien ein Mensch ausgehen ließ, welcher sonst der trockenste Buchhalter gewesen, der je buchgehalten hat, — ein so absolut und mathematisch trockener Gesell, daß er, falls er überhaupt jemals schwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geschwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erste war nun aber nicht der Mann, sich nur so mir nichts dir nichts entthronen zu lassen, weder von einem Mahmud Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch sogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Thessalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbesserlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajesids war scharfblickend genug, zu sehen, daß aus der vom schwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunst werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde sich leichter niederschlagen und austreten lassen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er seine Brandlöschmaßregeln überstürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Böreklüdsche vorhätte, an der Spitze seiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer seiner Schwärmerei in die Landschaften Soghla und Aidin zu tragen und seinem Apostel Torlak, welcher in der Umgebung von Magnesia eine starke Rotte bewaffneter Derwische gesammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte solchem Unterfangen sofort die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit rasch gesammelter Heeresmacht in das schwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in seiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Susman,

ein serbischer Prinz und zwar, wie es scheint, ein sehr gewöhnlicher Prinz. Wenigstens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen sultanischen Befehls möglichst unvorsichtig an. Er raffte zusammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand war, drang damit sorglos in die unausgekundschafteten Engpässe des Stylarios ein, wurde in einer unwegsamen Waldschlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann gewesen sein muß, umstellt, überfallen und mit seinem ganzen Harste bis auf den letzten Mann, die eigene statthalterliche Person inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, schwoll ob diesem glänzenden kriegerischen Erstlingserfolge den Stylariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, so sie jetzt sofort als ein tosender Bergstrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Aussicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinasien mit sich fortzureißen. Allein dieser Hervorbruch unterblieb und der Heiland vom Karaburun vertrödelte die günstige Zeit, sein Unternehmen einer socialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Resultat seines Predigens war zunächst, daß die Kommunisten vom Stylarios den Beschluß faßten, der Stifter des Islâm sei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinseligmachenden Heilslehre wollten sie fürder nicht mehr in Häuserwänden, sondern nur noch unter freiem Himmel leben, stets barhäuptig gehen und nur ein einziges Kleidungsstück anthun [1]). Mit solchen Alfanzereien stürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgesehen sogar davon, daß dem Kommunismus die staatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Gesellschaft mit Tyrannis verwechselt. Eine solche kann er nicht nur, sondern muß er begründen: das ist seine Natur. Daher schrieen und

1) Darum nennt Dukas die Stylarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhembler (μονοχίτωνες).

schreien alle Kommunisten nach der Diktatur und zwar nach der schlimmsten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings aufseiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeschlossen ist, nach den eigenen höchstpersönlichen Gelüsten den rohen Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommunistischen Feist Lasal, gerade wie die verflossenen restaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aussind, „rasend gut zu leben". Heine hat einmal von den Bonzen im Allgemeinen gesagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser". Von den Bonzen der Kommunisterei unserer Tage könnte man sagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundsatz, faulenzen sei besser als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der Frei-heit-, Gleichheit- und Bruderschaftphrasen arme dumme Teufel für sich arbeiten zu machen . . . .

Derweil lächelte dem Dede Sultan und seinen Ein-röcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Susman befolgte Taktik einen zweiten kriegerischen Erfolg. Der Padischah traf zum zweitenmal eine schlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des serbischen Renegaten Nachfolger in der Statthalterschaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Kara-burun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade so dumm wie Susman oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim Morgarten. Er ließ sich, in den Stylarios eingedrungen, mit seinen gesammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und massen-haften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht sein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernst der Sachlage und ging mit größerer Umsicht an die Bewältigung der Gefahr. Es sollte, wo nöthig, die ganze osmanische Streitmacht in Asien und Europa gegen den Dede Sultan und seinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padischah an seinen zwölf-

jährigen Sohn Murad, den thatsächlichen an Bajesid-Pascha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die sultanische Instruktion lautete: Spurlose Vertilgung der Rebellion.

Bajesid-Pascha verwirklichte diesen Befehl in echttürkischer Manier, schonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmasse zog er gegen die Halbinsel des Stylarios heran, sperrte dieselbe vollständig vom Festland ab, drang dann in das Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greise, Weiber und Kinder, sogar das Vieh, auf seinem Marsche niedertretend und vernichtend, so daß bald ein schwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leistete mannhaften Widerstand, allein was vermochten seine Tausende gegen die Hunderttausende des Gegners? Nichts als scharenweise zu fallen.

Also neigte sich der Stern des kommunistischen Messias rasch zum Untergange. Mit den letzten Resten seiner Streitmacht mußte Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordwestlichen Ende der Halbinsel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeschnitten war, stellten sich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten sie der Uebermacht stand mit jener ausdauernden Raserei, wie nur der Fanatismus sie verleiht. Sie ließen sich schlachten und schlachteten selber, bis ihnen die Schwerter aus den vor Ueberanstrengung versteiften Händen fielen. Dann erst ergaben sich Böre und der karge Rest seiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Ephesus geschleppt, wo Murad und Bajesid-Pascha dazu verschritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkischen Folterkünste zum Bekenntniß des Islâm zurückmartern zu lassen. Allein die Büttel erschöpften umsonst ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämonische Kraft und Stärke wie zum thun so auch zum leiden der religiöse Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß sich zu allen Zeiten Menschen eifrigst zum

Martyrium drängten, daß sie sich um der barockſten Einfälle willen und für die märchenhafteſten Thorheiten henken, ſpießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz ſchlagen ließen. Auch Böreklüdſche wurde, nachdem ſeine Henker ſich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, ſchließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in Kreuzesform ausgeſtreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieſes auf ein Kameel und führten ihn ſo durch die Stadt". Während dieſes Umzugs wurden ſeine Mitgefangenen, ſo ſie ihre Ketzerei nicht abſchwören wollten, vor den brechenden Augen des ſterbenden Meſſias zuſammengehauen. Sie ließen ſich zuſammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und ſprechend: „Dede Sultan, laſſ' uns zukommen dein Reich!"

So ſtarb der Heiland, ſo die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit ſeinen Derwiſchen durch Bajeſid-Paſcha bei Magneſia raſch und leicht überwältigt. Doch begnügte ſich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und deſſen vertrauteſte Anhänger ſtranguliren zu laſſen. Die wenigen Einröckler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre ſei nicht geſtorben und könne überhaupt nicht ſterben; er habe ſich in wunderbarer Weiſe nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beſchaulichkeit. Auch der chriſtliche Anachoret im Kloſter Turlotas auf Chios glaubte das, wie er unſerem Gewährsmanne Dukas mitzutheilen geruhte. Man ſieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden ſo auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es iſt im Grunde immer derſelbe kleine Kreis von Vorſtellungen, in welchem ſich die religiöſe Phantaſterei allzeit und überall herumtreibt . . . .

Wo aber war, während in Kleinaſien das kommuniſtiſche Heil vertilgt, bis zur Spurloſigkeit vertilgt wurde, der Einfädeler, Anzetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, ſo zu ſagen. Wenigſtens auf der aſiatiſchen Seite des Boſporus hatte Mahmud Bedreddin ſich wohl gehütet, an der Entſcheidung durch die Waffen theilzunehmen.

Als es mit den Stylariern schon scharf bergab ging, wußte sich der Schlaue nach Europa hinüberzuschlängeln, wo er bei den ihm von früherher befreundeten Hospodar der Walachei Aufnahme und Unterstützung fand. So konnte er versuchen, den drüben in Asien schon niedergestampften und im Blut erstickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er versuchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit seiner Heeresrichterei her in der Gegend von Silistria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß besaß. So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünstler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padischah selber führte ein Heer von Thessalonich aus gen Seres, um die Insurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Asien zurückgekehrten Bajesid-Pascha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entscheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erst 1420 — vollzog sich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freischärler liefen nach Freischärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die sultanischen Truppen gegen sie heranrückten und unter ihnen zugleich kund wurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bedreddin selbst rettete sich in die Wildnisse des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denselben umhergehetzt und zuletzt von seinen eigenen Leuten, soviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Fesseln geschlagen und dem Padischah überliefert. Dieser ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen, und der große Gelehrte und größere Intrikant ist dann „mit Umständen" gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rücksichten, welche seinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert worden.

So endigte der denkwürdige Versuch, den kommunistischen Menschenbruderschaftshumbug im türkischen Reiche aufzuthun. Er wird an seiner Grundverlogenheit, d. h. an seiner Unnatur und Widernatur schließlich immer und allerorten scheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger,

jedoch sehr wirksamer Bundesgenosse oder Förderer pfäffischer Bevormundung und soldatischer Despotie, immer wieder versucht werden.

Dafür sorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katilinariat unter seine Fahne sammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Gesittung zu führen. Das gemeinsame Merkmal dieser katilinarischen Apostelschaft ist die niederträchtige Volksschmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die besseren Instinkte der Massen sich wendet, sondern an die schlechtesten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derselben zu wecken sucht, sondern nur die gemeinen und thörichten Gelüste zu stacheln weiß. So streuen diese verblendeten, meist an der Klippe der Halbbildung gescheiterten Menschen eine Unheilssaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Prozenhochmuth, welcher die Errungenschaften des Börsenschwindels in pralendem Prunke zur Schau stellt, sowie die zappelnde Philisterangst, welche statt dem „rothen Gespenst“ muthig ins Gesicht zu sehen und dasselbe kräftig in sein Nichts zurückzustoßen, sich vielmehr von demselben zu den Füßen des Militarismus zurückschrecken läßt; weiterhin der grobmaterialistische Ungeist der Vergnügungssucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet ist, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthschaft, welche es, beispielsweise zu reden, den Prinzen einer jüdischen Dynastie möglich macht, in ihren Kassen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, sondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Laßt nur alle diese Motive noch eine Weile ungestört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus so groß, daß ihr eines wüsten Tages vollauf Ursache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuschreien: „Unsinn, du siegst!“

Jeanne d'Arc.

Descendet virgo dorsum sagittarii
et flores virgineos obscurabit.
Vaticinium Merlini.

1.

Ich versuche ein Thema zu behandeln, welches, wie ich am Schlusse meiner Skizze kurz erörtern werde, schon vielfältigst, in mannigfachem Sinn und in verschiedenartiger Form behandelt worden ist. Dieses Thema gehört aber zu den historischen Problemen, die immer wieder zu erneuter Betrachtung reizen, weil sie, ihrer unvergänglichen ethischen Bedeutung sicher, ebensosehr der wissenschaftlichen Untersuchung stets neue Seiten darbieten, als sie niemals aufhören werden, das fühlende Gemüth sympathisch zu berühren [1]).

1) Eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte des Mädchens von Domremy ist, wie bekannt, eigentlich erst möglich geworden, seitdem Jules Quicherat die Resultate seiner höchst rühmlichen vieljährigen Forschungen zusammengestellt und veröffentlicht hat. Seine Akten- und Zeugnissesammlung: „Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la pucelle, publ. pour la prem. fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, suivis de tous les documents historiques qu'on a pu réunir, et accompagnès de notes et d'éclaircissements par J. Quicherat. Tom. I—V. Paris 1841—49 . . . . bildet durchweg die Basis meiner Darstellung.

In Wahrheit, die Gestalt, welche Ihnen vorzuführen ich unternehme, Jeanne d'Arc, die vom schlichten Bauermädchen zur erlauchtesten Heldin ihres Landes, ja Europa's, sich erhoben hat, sie gehört ohne Frage zu jenen nicht sehr zahlreichen weltgeschichtlichen Figuren, welche wie marmorschöne Götterbilder von dem dunkeln, ach, meist tiefdunkeln Hintergrunde des menschlichen Entwickelungsprocesses sich abheben, — leuchtende Marksteine an der Vorschrittsbahn unseres Geschlechtes, groß durch ihr Wollen, größer durch ihr Thun, am größten durch ihr Leiden. Denn das ja ist das sicherste Merkmal, das untrüglichste Kennzeichen der rechten Götterlieblinge, der wahrhaft großen und guten Menschen, daß mit dem Lorbeer der Heldenschaft, welcher ihre Stirnen beschattet, allzeit der Palmzweig des Martyriums sich verflicht.

Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, die Geschichte des Mädchen von Domremy einlässlich hier vorzubringen. Kann doch meines Erachtens das Verfahren bei derartigen Vorträgen überhaupt mehr nur ein andeutendes als ein ausführendes sein [1]). Zudem darf ich ja die Kenntniß der Thatsachen dieser Geschichte getrost voraussetzen und kann demnach darauf mich beschränken, die Bedeutung dieser Thatsachen zu beleuchten und hierbei, falls mir das gelingen sollte, den einen oder anderen neuen Gesichtspunkt aufzuthun. Indessen möchte es doch nicht ganz überflüssig sein, zum Abschlusse dieser Vorbemerkungen rasch daran zu erinnern, daß und wie die Erscheinung unserer Heldin ihr Grundmotiv hatte in dem feindseligen Verhältniß, welches im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwischen Frankreich und England obwaltete, veranlaßt durch den Hader der Häuser Valois und Plantagenet um die französische Krone.

In der Person Heinrichs des Zweiten, Herzogs der Normandie, Herrn von Anjou und Maine, von Poitou und

---

1) Der vorliegende Aufsatz ist die Ausarbeitung eines Vortrags, welchen der Verfasser am 27. Januar 1870 im Großrathssal in Zürich gehalten hat.

Guienne, war das Haus Anjou-Plantagenet im Jahre 1154 auf den Thron von England gelangt. Der englische König war also auf französischem Boden kaum weniger mächtig als der französische, da ja das Gebiet der Krone Frankreich dazumal auch die Herzogthümer Bretagne und Burgund noch nicht in sich begriff. Daß diese Stellung der beiden Kronen zu einander eine unhaltbare und friedlose sein mußte, liegt auf der Hand. Jahrhunderte hindurch hat denn auch der Streit und Krieg gewährt. Im vierzehnten Jahrhundert schien sich derselbe so wenden zu wollen, daß Frankreich eine englische Provinz würde. Der letzte Kapetinger, Karl der Vierte, starb sohnlos im Jahre 1328. Ihm folgte sein Vetter Philipp von Valois als König Philipp der Sechste von Frankreich. Allein Eduard der Dritte von England that Einspruch gegen diese Königschaft, indem er als Tochtersohn Philipps des Vierten den Thron Frankreichs ansprach. Ein rechtlich ganz hinfälliger Anspruch, maßen dem in Frankreich giltigen „salischen" Gesetze zufolge die Krone nur in männlicher Linie vererbbar war. Macht geht aber bekanntlich vor Recht und ging demselben allzeit vor, nicht erst seit dem Tage, wo Herr von Bismarck mit preiswürdiger Offenheit diesen Gedanken, welcher zugleich eine weltgeschichtliche Thatsache ist, proklamirt haben soll. Eduard der Dritte, welcher im Juni 1340 den Titel eines Königs von Frankreich und England annahm, erwies sich mächtiger als Philipp der Sechste. Der Sohn des englischen Königs, ebenfalls Eduard geheißen, aber bekannter unter seinem Kriegsnamen „der schwarze Prinz", führte jene glänzenden Feldzüge gegen die Franzosen, welche für die letzteren die furchtbaren Niederlagen bei Crecy und Poitiers mit sich brachten. Das lässige Regiment jedoch, welches Eduard der Dritte in seinen alten Tagen führte, die Erkrankung und der vorzeitige Tod des schwarzen Prinzen, die vielfachen Wirrsale, Volksaufstände und Thronstreitigkeiten, welche während der Regierung Richards des Zweiten das englische Staatswesen zerrütteten, alle diese Umstände schafften der Sache der Valois drüben in Frankreich Luft und

Raum, was insbesondere durch Karl den Fünften mit Klugheit und Thatkraft benutzt wurde, um die englische Macht auf französischem Boden mehr und mehr einzuschränken. Allein das Blatt wandte sich wieder, als in Frankreich mit der Throngelangung des erst halb und bald ganz wahnsinnigen Karls des Sechsten eine chaotische Zerrüttung aller Verhältnisse hereinbrach, während in England mit Beseitigung des schwachen zweiten Richards ein Seitensprößling des Hauses Plantagenet, Heinrich von Lankaster, im Jahre 1399 in den Besitz der Krone kam. Der Sohn und Thronerbe dieses Heinrichs von Lankaster, König Heinrich der Fünfte, erneuerte die englischen Ansprüche auf Frankreich im weitesten Sinne, führte im Sommer von 1415 eine große Expedition an die Küste der Normandie hinüber und gewann im Oktober bei Azincourt über die Franzosen einen Sieg, welcher an Glanz den Siegen des schwarzen Prinzen bei Crecy und Poitiers gleichkam. Rasch breitete sich jetzt die englische Macht in Frankreich aus; aber selbst diese Gefahr, wobei es sich um Sein oder Nichtsein handelte, vermochte anfänglich weder den wüsten Familienhader im französischen Königshause, noch den wilden Parteigrimm in den Reihen des Adels, noch auch die blutigen Zwiste im Innern der Städtebürgerschaften zu stillen. Es schien zu Ende zu gehen mit der selbstständigen Existenz Frankreichs. Selbst der unerwartet vorzeitige Tod Heinrichs des Fünften, welcher im August von 1422 zu Vincennes bei Paris starb, schien hieran nichts ändern zu wollen. Sein erst zweijähriger Thronnachfolger, nachmals als Heinrich der Sechste ein so unglücklicher Mann, wurde wie als König von England so auch als König von Frankreich ausgerufen. Im Namen dieses Kindes regierte in England sein Oheim der Herzog von Glocester, in Frankreich sein Oheim der Herzog von Bedford. Dieser war ganz der Mann, das Werk der Eroberung Frankreichs weiter zu führen und schien dasselbe um so mehr vollendet werden zu sollen, als nach dem im Oktober von 1422 erfolgten Tode des wahnsinnigen sechsten Karls dessen Sohn und Erbe Karl der Siebente, welcher,

weil er noch nicht zu Rheims gekrönt war, unter dem Titel eines Dauphin zu regieren versuchte, weder ganz noch auch nur halb der Mann war, seinen Gegnern die Stange zu halten. Schwer zum Guten, leicht zum Schlimmen bestimmbar, schwach und schwankend, schlaff, frivol und genußsüchtig, so war Karl der Siebente in seinen jungen Jahren. Kein Wunder demnach, daß es mit seiner Sache immer schärfer bergab ging. Gegen das Ende der zwanziger Jahre des Jahrhunderts war der ganze Norden von Frankreich mit der Hauptstadt Paris in den Händen der Engländer und nur nothdürftig hielt sich der Dauphin mit seinem leichtfertigen Hof in den südwärts von der Loire gelegenen Landstrichen. Ein sehr beträchtlicher Theil des französischen Adels, Klerus und Städtebürgerthums hatte für die englische Herrschaft Partei genommen und vor allen übrigen Korporationen that sich die hochangesehene pariser Universität durch heftigen Eifer für die englische Sache hervor. Unter solchen günstigen Umständen schickten die Engländer sich an, ihre siegreichen Waffen auch über die Loire zu tragen. Die Schlüssel zur Oeffnung dieser von der Natur gezogenen strategischen Schranke war die Stadt Orleans. Im Oktober von 1428 verschritten die Engländer zur Belagerung derselben. Trotz der heldischen Gegenwehr, welche die Bewohnerschaft leistete, schien das Schicksal der Stadt und damit zugleich das Schicksal Frankreichs besiegelt, da der Dauphin, welcher zu Chinon in der Touraine hofhielt, nicht nur unthätig blieb, sondern auch, in völliger Entmuthigung das Land und sich selber aufgebend, damit umging, in Spanien eine Zuflucht zu suchen oder gar nach Schottland zu flüchten.

Aber gerade jetzt, als der Bogen der englischen Erfolge am höchsten und siegeszuversichtlichsten gespannt war, wurde seine Sehne durchschnitten und zwar von einer französischen Mädchenhand, durchschnitten von Johanna der Bognerin, falls es gestattet ist, wortspielend also den Namen Jeanne d'Arc zu verdeutschen.

2.

Sie war eine treue Tochter ihres Landes, sie war aber auch ein ganzes Kind ihrer Zeit.

Wie die Pflanze ist auch der Mensch ein Produkt des Bodens, aus und auf welchem er erwächst. Wenn darum selbst Geister, welche ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte vorausgeschritten sind, die unverwischbare Signatur ihrer Zeit tragen, wie viel mehr mußte dies bei einem Landmädchen des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall sein!

Es war eine gährende, tastende, verworren ringende Periode, von den Vorwehen großer Veränderungen und Umwälzungen durchzogen und erregt. Die Zerbröckelung der Weltanschauung und der Institutionen des Mittelalters hatte begonnen. In die romantische Nacht der Unwissenheit herein leuchtete hell das Morgenroth der wiedererwachenden klassischen Studien. Der Genius der Renaissance schickte sich an, seine lichtblitzenden Schwingen zu lüften. Wer immer auf der Höhe der Zeitbildung von damals stand, fühlte sich unheimisch, fühlte sich bedrängt und bedrückt in dem engen Gehäuse des mittelalterlichen Dogma's. Die Gesellschaft rang wenigstens in ihren Spitzen nach allseitiger Durchbrechung dieses Gehäuses. In der Kirche selbst regte sich, wie die großen Kirchenversammlungen von Pisa, Konstanz und Basel bezeugen, der reformatorische Gedanke; freilich noch viel zu schwach, um das hierarchische Joch brechen zu können, und verdammt, nach unzulänglichem Aufbäumen scheinbar völlig besiegt diesem Joche wiederum sich zu beugen. In die Massen drangen kaum Ahnungen vom Vorhandensein solcher Vorzeichen eines socialen Erneuerungsprocesses. Wohl aber gab sich in denselben das Bedürfniß kund, den kirchlichen Formalismus, dessen Hohlheit augenscheinlich geworden, mit der Substanz einer mehr gemüthlichen Erfassung der Glaubenslehren zu füllen und

dem starren und kalten Dogmenleibe die Seele religiöser Innigkeit einzuhauchen, — ein Wollen und Wünschen, welches sich ja auch in dem Reden und Thun von zwei hochgepriesenen neueren Heiligen der Kirche ausgeprägt hatte, in dem Reden und Thun des Franz von Assisi im dreizehnten und der Katharina von Siena im vierzehnten Jahrhundert. Diese Vertiefung und Erglühung des religiösen Gefühls im Volke wurde mit veranlaßt und ganz außerordentlich gesteigert durch die ungeheuren Trübsale, welche im vierzehnten Jahrhundert über einen großen Theil von Europa hereingebrochen waren, durch die furchtbaren Verheerungen, welche die physischen und moralischen Pestilenzen: der schwarze Tod, die Geißlerfahrten und die Judenschlachten angerichtet hatten. In solchen Epochen, wo unerhörte Ereignisse mit der Unwiderstehlichkeit elementarer Gewalten wirken, wächst auch der Mensch gleichsam über sich hinaus, im Guten wie im Bösen. Die Stimmung steigert sich zur Ekstase. Es hängt ein etwas, ein moralisches Fluidum in der Luft, dessen Einathmung je nach der Mischung desselben entweder das politische Fieber oder aber die religiöse Verzückung erzeugt, jene bis zur visionären Potenz hinaufgespannte religiöse Verzückung, welche auch in unserer Heldin gewaltet hat.

Der ganze Wandel Johanna's, all ihr Dichten und Trachten, Wollen und Vollbringen hat *hierin* seine Wurzel.

Will man den Gegensatz von Mittelalter und moderner Zeit in eine bündige Formel bringen, so dürfte diese etwa also lauten: — In der mittelalterlichen Welt war die erste Lebensmacht der Glaube, in der modernen ist es die Wissenschaft. Dort wurde alles bedingt und bestimmt durch das gläubige Vorstellen, hier wird, wenigstens in der Theorie, alles bedingt und bestimmt durch das begreifende Wissen. Deßhalb vollbrachte der Glaube damals Großes, Größtes, Wunderähnliches, während er zu unserer Zeit ganz nothwendig meist nur Karikaturen zuwegebringen kann, was ja auch die Riesenkarikatur bezeugt, welche gerade in diesen

Tagen [1]) drunten in Rom Mittelalter spielt und weit mehr lächerlich als bedrohlich sich breitmacht.

In der Hirtin von Domremy offenbarte sich der Glaube des Mittelalters noch einmal in seiner ganzen Innigkeit, Größe und Kraft. Aber es gesellte sich ihm eine Gehilfin von kaum weniger großer Mächtigkeit: — die Vaterlandsliebe.

Die schärfere Scheidung der Nationalitäten und die bestimmtere Herausbildung der verschiedenen Völkerbesonderheiten, sie waren ja auch ein Charaktermerkmal jener Zeit und zwar ein sehr vortretendes. Dabei ist mit Beziehung auf unsere Heldin zu betonen, daß diese schärferen Völkerscheidungen und diese bestimmten, d. h. meist sehr feindselig sich gestaltenden nationalen Gegensätze viel entschiedener in den unteren als in den oberen Gesellschaftschichten hervortraten, weil die letzteren noch unter dem Bann und Zauber der Formen und Formeln des Ritterthums standen, das bekanntlich keinen nationalen, sondern vielmehr einen universalen Charakter hatte. Hieraus erklärte es sich, wie in der Bäuerin Johanna ein so feuriger Patriotismus glühen, ein so enthusiastisches Franzosenthum leben und weben konnte, daß die Herren und Damen der französischen Hof- und Ritterwelt sich anfänglich in diese Erscheinung gar nicht hineinzufinden vermochten. Die französisch-englischen Kriege hatten sich bislang innerhalb der Vorstellungen und Formen der ritterlichen Konvenienz bewegt. Erst die gewaltige Anregung, welche von Johanna ausging, brachte die Reaktion des bisanhin höchstens instinktiv thätig gewesenen Nationalgefühls der Franzosen gegen die englische Fremdherrschaft zum Bewußtsein und erhob den Ritterkrieg zu einem Volkskrieg oder doch zu einem nationalen Kampf.

1) Januar 1870.

3.

Zwischen Neufchateau und Vaucouleurs streckt sich am linken Ufer der Maas ein triftenreiches Thal hin, dessen Rebenhügelwände zu Bergwäldern emporsteigen. Die Thalwandung zur Rechten bildete im fünfzehnten Jahrhundert einen Theil der Westgränze des deutschen Reichslandes Lothringen. Das Thal selbst gehörte zu Frankreich und war sogar seit Karl dem Fünften ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. Mitten im Thale lag und liegt das Dorf Domremy und hier, also hart an der deutschen Gränze, wurde dem Bauer Jacques d'Arc von seiner Ehefrau Isabelle Romée eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Jeanne erhielt, in der Familie aber und im Dorfe vertraulich Jeannette gerufen ward. Das Jahr der Geburt ist nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben. Frühestens kann es das Jahr 1408, spätestens muß es das Jahr 1412 gewesen sein; das letztere ist das wahrscheinlichere.

Jacques d'Arc hatte drei Söhne und neben Johanna noch eine Tochter. Er war ein französischer Bauer von damals, d. h. er gewann nur mit Anstrengung seinen und seiner Familie Lebensunterhalt. Die Kinder mußten frühzeitig bei ackerbaulichen und häuslichen Verrichtungen mit Hand anlegen. Aus Johanna's Kinder- und Mädchenjahren wird ihre Arbeitsamkeit durch eine ganze Reihe von Zeugen aus ihrem Dorfe gerühmt. Nicht minder ihr sittsamer Wandel, ihre innige Frömmigkeit, ihre Herzensgüte und Hilfebereitschaft, von welcher getrieben sie sich lieber Entbehrungen auferlegte, als dem Almosengeben entsagte [1]. Im übrigen erschien sie als ein Bauermädchen wie ein anderes, d. h. ihr Bildungsgrad war kein höherer. Von Schulunterricht war gar keine Rede. Im Christenthum

---

1) S. die Angaben der dörflichen Zeugen im Rehabilitationsproceß, bei Quicherat, II, 387 fg.

unterrichtete, wie in den Akten steht, Frau Isabelle ihre Tochter, d. h. sie lehrte dieselbe das Kredo, das Paternoster und Ave Maria hersagen. Dennoch muß in der jungen Johanna schon frühzeitig etwas gelegen sein, was sie vor ihren Gespielinnen auszeichnete. Daraufhin weis't die Bezeugung, daß sie der Liebling des Dorfes gewesen [1]); daraufhin deutet auch die Legende, die Vögel des Feldes und Waldes hätten vor Johanna keine Furcht gehabt und ihr die Brosamen aus den Händen gepickt.

Ein reiches Gemüthsleben, ein sehr reizbares Nervensystem und eine ungemein lebhafte Phantasiethätigkeit müssen jedenfalls bei dem jungen Mädchen vorausgesetzt werden, das unter den Einflüssen eines Glaubens heranwuchs, welcher mit den heimatlich-volksmäßigen Erinnerungen an keltisch-druidisches Heidenthum stark versetzt war. Neben der von Johanna allwöchentlich besuchten Marienkapelle an der Bergwaldhalde ob dem Dorfe stand eine alte „Feenbuche" und nahebei sprudelte eine altheilige Quelle. Alljährlich am Sonntag Lätare feierte dort die Dorfjugend ein aus der heidnischen Zeit überkommenes Frühlingsfest. Doch muß bemerkt werden, daß die Visionen Johanna's durchaus den römisch-katholischen Stempel trugen. Sehr begreiflich. Wenn noch heute der Masse des Volkes überall das Ideale ausschließlich oder doch zumeist einzig und allein in der Form der Religion vermittelt wird, wie hätte ein Bauermädchen des fünfzehnten Jahrhunderts auf anderem Wege eine Beziehung dazu gewinnen können? Zu der tiefreligiösen Anschauung und Stimmung Johanna's kam dann die patriotische Trauer des Mädchens. Die Sorge um Frankreich machte ihr das junge Herz in der Brust quillen und schwellen; um so schmerzlicher, als der Krieg sein Getöse und sein Elend im Jahre 1424 auch in das abgelegene Maasthal trug. Physische Motive endlich haben zweifelsohne auch bedeutsam mitgewirkt,

1) Deposition des 70jährigen Bauers Jean Morell: „Johanneta in sua prima aetate fuit et erat bene et decenter in fide et imbuta bonis moribus et erat talis quod quasi omnes ejusdem villae de Dompno-Remigio eam diligebant." Quicherat, II, 389.

um Jeanne aus dem Geleise des Gewöhnlichen herauszutreiben: auf der Schwelle zur Mannbarkeit wurde sie zuerst von ihren visionären Zuständen angewandelt.

Eines Sommertags — das Jahr ist nicht sicher zu ermitteln, wahrscheinlich aber war es dasselbe Jahr 1424, welches den Kriegssturm in die unmittelbare Nähe von Domremy geführt hatte — eines Sommertags vernahm Johanna im Garten ihres elterlichen Hauses am hellen Mittag zum erstenmal die himmlischen Ruf- und Weckstimmen, die sie zur Retterin ihres Landes beriefen. Ihr war, eine Licht- und Glanzwolke breitete sich um sie her, und in dieser leuchtenden Helle erschien ihr der Erzengel Michael und erschienen ihr die heilige Katharina und die heilige Margareta. Diese drei Erscheinungen sah sie fortan am häufigsten; viel weniger häufig die des Erzengels Gabriel und anderer Engel. Sie war bis in die innerste Falte ihrer Seele hinein von der Wirklichkeit dieser Gesichte überzeugt. In ihrem Processe hat sie im dritten Verhör ihren Richtern auf die Frage, ob sie den heiligen Michael und die übrigen Engel und Heiligen denn körperlich und wirklich (corporaliter et realiter) gesehen, zur Antwort gegeben: „Ich sah sie mit meinen leiblichen Augen, so deutlich, wie ich euch sehe; und wann sie von mir gingen, weinte ich und ich wollte wohl, sie hätten mich mitgenommen“ [1]). In einem andern Verhöre gab sie an, daß sie der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Hände gedrückt, daß sie die beiden heiligen Frauen umarmt und geküßt habe; es sei auch Wohlgeruch von denselben ausgegangen [2]), woraus ein Spötter wie Voltaire hätte schließen können, daß es im Himmel nicht an einem Parfümerieladen fehlte. Gegenüber dem Michael aber und den übrigen Engeln blieb sie in den Gränzen demüthigster

1) „Ego vidi eos oculis meis corporalibus, aeque bene sicut ego video vos; et quando recedebant a me, plorabam et bene voluissem quod me secum deportassent.“ Quicherat, I, 73.

2) Interrogata si unquam osculata et amplexata fuerit sanctas Katharinam et Margaretam, respondit quod amplexata est ambas et quod bonum odorabant. Quicherat, I, 268.

Ehrfurcht. Sie empfing die Erscheinung derselben knieend und nach ihrem Verschwinden küßte sie den Boden, worüber die Himmelssöhne gewandelt[1]). Als einer der Richter die verfängliche Frage an sie richtete, ob ihr der Erzengel Michael nackt erschienen sei, that sie aus der Lauterkeit ihres Bewußtseins hervor die Gegenfrage: „Meint ihr, Gott habe keine Kleider für ihn?“ [2])

So hatte sich denn die fieberhafte An- und Aufspannung des Mädchens bis zum Eintreten von Hallucinationen hinaufgesteigert. Was in Johanna's junger Seele von phantastisch-gläubigen Vorstellungen und Hoffnungen, von patriotischen Aengsten und Wünschen durcheinander wogte und gährte, trat in Gestalt scheinbar objektiver Visionen vor ihre Augen hin. Die Traumbilder ihres Fieberschlafes verließen auch die Wachende nicht mehr. Die innere Stimme, welche ihr unabläßig zurief: Geh' und rette dein Land! erschien dem naiven Glauben des Mädchens als eine ihr von außenher zurufende Stimme von Engeln und Heiligen. Der große Gedanke, Frankreich zu retten und ihr Volk vor Fremdherrschaft zu wahren, dieser Gedanke, welcher Johanna erfüllte, welcher von Tag zu Tag bestimmtere Gestalt gewinnend, sie nicht mehr rasten noch ruhen ließ, er trug die Tracht und Farbe der Zeit, d. h. er stellte sich seiner Trägerin als ein himmelab gekommener Blitz der Erleuchtung dar, als eine göttliche Offenbarung, als eine ihr von Engeln verkündigte und von Heiligen auferlegte Mission. Wir dürfen und müssen uns hierbei wohl jenes tiefsinnigen Wortes des Römers Seneka erinnern, daß jeder außerordentlichen Seelengröße eine Dosis Wahnsinn beigemischt sei; aber mit dem Beifügen, daß, wenn ich das Richtige treffe, unter Wahnsinn hier nichts anderes zu verstehen ist als jenes völlig selbstlose

1) Interrogata utrum, quando vidit sanctum Michaelem et angelos, fecerit eis reverentiam, respondit quod sic; et osculabatur terram post eorum recessum, per quam transiverant, faciendo eis reverentiam. Quicherat, I, 277.

2) Interrogata an sanctus Michael erat nudus, respondit: „Cogitatis vos quod Deus non habeat unde ipsum vestire?“ Quich., I, 89.

Hinwegsehen und Hinweggehen über persönliche Bedenken, jenes Aufgehen des menschlichen Ich und Selbst in einer Idee, welches allerdings den Menschen gewöhnlichen Schlages als wahnsinnig vorkommen mag und muß.

4.

Jeanne nahm die ihr gewordene Mission mit kindlicher Gläubigkeit an und dieselbe Glaubenskraft, womit sie an ihre himmlische Sendung glaubte, machte die Menschen an die wunderbare Jungfrau glauben. Mythische Vorstellungen, vor denen der mittelalterliche Christ mit höchster Ehrfurcht sich beugte, verschmolzen hier mit einer Thatsache, die von dem ganzen Zauber des Phantastisch-Romantischen umflossen war, d. h. mit dem heldischen Auftreten des Mädchens von Domremy. War denn nicht dem christlichen Dogma zufolge auch dereinst das Heil durch eine Jungfrau in die Welt gebracht, die Erlösung der Menschheit ermöglicht worden? Warum sollte Gottes Rathschluß nicht ebenfalls eine Jungfrau auserwählt haben, um Frankreich Heil zu bringen und das französische Volk von den Engländern zu erlösen?

Johanna glaubte an ihre Berufung, ging auf in ihrer Idee, folglich glaubten die Menschen an Johanna und in diesem Glauben und Geglaubtwerden vollbrachte sie ihr Werk, das allerdings den geblendeten Augen der Zeitgenossen wie ein Wunder erscheinen mußte und zwar Freunden und Feinden gleichmäßig wie ein Wunder, nur mit dem Unterschiede, daß das Wunder jenen als ein himmlisches, diesen als ein höllisches erschien. Oder mit andern Worten: ihre befreiten Landsleute sahen in Jeanne eine Heilige, die geschlagenen Engländer dagegen und ihr französischer Anhang eine Hexe, welche letztere Auffassung sogar am Hofe des Dauphin Karl, den die Jungfrau zu retten kam, anfänglich ebenfalls sich geltend machte, obzwar der frivole,

aber keineswegs einfältige Prinz und seine nächste Umgebung in Johanna bei ihrem ersten Auftreten weniger eine Teufelsbesessene als vielmehr eine Betrügerin zu erblicken geneigt waren [1]).

Wie die Jungfrau nur nach langen und peinlichen Seelenkämpfen an ihre Bestimmung hatte glauben gelernt, so kam auch der Glaube an sie den Menschen keineswegs plötzlich. Am schwierigsten war es, ihre eigene Familie und ihre Dorfgenossen zu diesem Glauben zu bekehren. Wie der Prophet, so gilt eben auch die Prophetin daheim nichts, bis ihr Ruhm seinen verklärenden Glanz von fernher auf die Heimat zurückwirft. Vater Jacques d'Arc selber schüttelte ganz entschieden ungläubig seinen praktischen Bauernkopf und meinte, das Gescheidteste dürfte sein, das überspannte Ding von Tochter zu verheiraten: das würde ihr wohl die Grillen vertreiben. Jeanne sträubte sich energisch gegen diese Kur. Allen auf uns gekommenen Zeugnissen zufolge müssen wir bestimmt annehmen, daß ihr Herz die Liebe zum Manne entweder nie gekannt oder aber daß die Glut ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Begeisterung jedes derartige Gefühl schon bei seinem Entstehen aufgesogen und verzehrt habe. Auch dieses ihr streng und herb jungfräuliches Verhalten hatte übrigens eine religiöse Färbung. In ihrem Processe hat sie zu Protokoll gegeben, daß sie, als

1) „La Pucelle estoit de Lorraine, du lieu de Vaucouleurs, et fut amenée à seigneur le daulphin par le chastelain dudit lieu, habituée comme un homme; avoit courts les cheveulx et ung chapperon de layne sur la teste et portoit petits draps (i. e. culottes) comme les hommes, de bien simple manière. Et parloit peu, sinon que on parloit à elle. Son serment estoit: „Au nom de Dieu.“ Elle appeloit mondit seigneur le daulphin „le gentil daulphin“ et ainsi l'appela jusques ad ce qu'il fust couronné. Et se disoit qu'elle estoit envoyée de par Dieu pour deschasser les Anglois, et que pour ce faire il la falloit armer: dont chacun fut esbahy de celles nouvelles. Et de prime face chacun disoit que c'estoit une trufferie, et à nulle chose que elle dits l'on ne adjouxtoit point de foi“. Mathieu Thomassin (geb. 1391 zu Lyon) in seiner „Registre delphinal“ betitelten Chronik. Quicherat, IV, 304.

die himmlischen Stimmen zum erstenmal zu ihr gesprochen, das Gelübde der Keuschheit gethan und später für die Wahrung dieses Gelübdes von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Einführung ins Paradies zugesichert erhalten habe[1]). Johanna's Vater mochte sich um so mehr über das Gebaren und Vorhaben seiner Tochter beunruhigen, als so zu sagen ein Reflex ihrer Visionen in seine eigenen Träume fiel. Er träumte nämlich, daß er seine Tochter mit Kriegsleuten davongehen sähe[2]), und der Traum hatte die Wirkung, daß er gemeinsam mit seiner Frau die junge Jeannette streng überwachte und seine Absicht, sie unter die Haube zu bringen, durchzusetzen suchte. Sicherlich rührte von ihm auch die bäuerische List her, daß ein junger Dörfler behaupten mußte, Johanna hätte ihm die Ehe versprochen. Weil sie aber nichts davon wissen wollte, verklagte sie der nichterhörte Freiwerber beim geistlichen Gerichte in Toul. Allein auch das half nicht: Johanna reinigte sich in Toul durch einen Eid von dem falschen Bezichte, obzwar ihre Eltern wollten, sie möchte sich denselben gefallen lassen, d. h. den Bezichtiger heiraten[3]).

---

1) Item, dicta Johanna se jactavit et jactat, quod sanctae Katharina et Margareta sibi promiserunt eam conducere in paradisum, et certificaverunt eam quod beatitudinem consequetur, si servet virginitatem suam. Art. 44 der Anklageakte. Quich., I, 269.

2) Interrogata de somniis patris sui, concernentibus eam et suum recessum, respondit quod mater sua pluries dixit ei, adhuc cum patre existenti, quod pater suus dixerat se habuisse somnia, quod dicta Johanna erat itura cum gentibus armorum; et de bene custodiendo eam dicti pater et mater habebant magnam curam, tenentes ipsa in magna subjectione; quibus obediebat in omnibus, nisi in processu Tullensi, in causa matrimonii. A. 10. d. A. Quicherat, I, 219.

3) Interrogata quid movit eam de faciendo citari quemdam hominem ad civitatem Tullensem, in causa matrimonii, respondit: „Ego non feci citari, sed ipse fuit qui fecit ibi me citari; et ibi juravi coram judice dicere veritatem". Et finaliter dixit quod illi homini nullam promissionem fecerat. Item dicit quod prima vice qua audivit vocem suam ipsa vovit servare virginitatem suam, tamdiu quamdiu placuit Deo. Quicherat, I, 127.

Endlich obsiegte der edle Enthusiasmus des Mädchens den praktischen Bedenken bäuerischer Lebensführung. Gerade zur Zeit, als mit dem Beginne des Jahres 1429 die Eroberung der Stadt Orleans durch die Engländer täglich befürchtet wurde und demnach die Noth der Nationalsache auf's höchste gestiegen war, sind die Visionen Johanna's immer häufiger geworden und lautete der an sie ergehende Ruf immer dringender. Der Erzengel Michael sprach zu ihr: „Das französische Volk erbarmt unsern Herrn und Gott. Du bist sein liebes Kind. Geh', mache dich auf, deinem Könige zur Hilfe!" Auch die ihr erscheinenden beiden heiligen Frauen erhoben diese Forderung und wiesen die Einwendung Johanna's: „Ich bin nur ein armes Mädchen und verstehe nichts vom Kriegführen" — zurück. Nun war die Jungfrau nicht mehr zu halten. Die Kraft ihres begeisterten Wollens durchschlug alle Hindernisse und sie begann ihr großes Unternehmen.

5.

Die Anfänge desselben, die Schwierigkeiten, sowie die Beharrlichkeit, womit Johanna dieselben besiegte, kennt jedermann. Im Januar oder Februar von 1429 gelang es ihr, den Ritter Baudricourt, Kastellan des unweit von Domremy gelegenen königlichen Burgfleckens Vaucouleurs, halb und halb von ihrer Sendung zu überzeugen. Der Kastellan gab ihr Rüstung und Schwert, die Bürger des Fleckens schenkten ihr ein Pferd und, geleitet von zwei Rittern, einem königlichen Herold und etlichen Dienstleuten, brach die Begeisterte von Vaucouleurs auf, durchzog eine weite von Feinden besetzte Landstrecke und gelangte am 5. März zu Chinon in der Touraine an, wo der Dauphin hofhielt, zur Zeit, wie wir wissen, in zaghaftester Stimmung und nur noch mit Fluchtgedanken sich tragend.

Dem sorglosen und leichtfertigen Karl kam das begeisterte Bauermädchen wie eine wunderliche Spielart entweder von Narrheit oder von Schwindelei vor, als sie vor ihn trat mit der Behauptung, Gott habe sie gesandt, Orleans zu befreien und ihn, den Dauphin, nach Rheims zu führen, damit er, wie es Recht und Brauch, in der dortigen Kathedrale zum König von Frankreich gesalbt und gekrönt würde. Was die Hofleute angeht, so war Johanna's Erscheinen und Gebaren den einen ein Spaß, den andern ein Aergerniß. Maßen die damalige Zoologie beim Ordo Homo und beim Genus Mulier die Species Femina emancipata noch nicht aufzählte, mußte schon Jeannette's Auftreten in Männertracht höchst skandalhaft wirken, so sehr, daß sie sich einer unser Gefühl unzart berührenden Ausforschung durch zwei würdige Damen, Frau von Gaucourt und Frau von Trèves, unterziehen mußte, um ihr Geschlecht und ihr Magdthum festzustellen [1]). Das Resultat dieser Untersuchung ledigte sie zugleich des Verdachts, eine Hexe zu sein; denn bekanntlich hatte der Teufel über reine Jungfrauen keine Gewalt.

---

1) Zeugenaussage des Augustinermönchs Jean Pasquerel im Rehabilitationsproceß: Johanna, dum venit versus regem, fuit visitata bina vice per mulieres quid erat de se et si esset vir vel mulier et an esset corrupta vel virgo; et inventa fuit mulier, virgo tamen et puella. Et eam visitaverunt domina de Gaucourt et domina de Trèves. Quich., III, 102. Ein zweiter Zeuge im Rehabilitationsproceß und zwar ein sehr gewichtiger, der Ritter Jean d'Aulnon, bestätigte diese Angabe, nur mit der Abweichung, daß er die Untersuchung Johanna's durch Damen erst nach ihrer Prüfung durch die Theologen zu Poitiers stattfinden läßt und zwar in Gegenwart der Schwiegermutter des Dauphin: — „Ledit raport fait audit seigneur par lesdits maistres, fut depuis icelle Pucelle baillée à la royne de Cécille, mère de la royne nostre souveraine dame, et à certaines dames estans avecques elle; par lesquelles icelle Pucelle fut veue, visitée et secrètement regardée et examinée ès secrètes parties de son corps; mais, après ce qu'ilz eurent veu et regardé tout ce que faisoit à regarder en ce cas, ladicte dame dist et relata au roy qu'elle et lesdictes dame trouvaient certainement que c'estoit une vraye et entière pucelle, en laquelle n'aparroissoit aucune corrupcion ou violence". Quich., III, 209.

Doch fand man für gut, ihre Rechtgläubigkeit noch einer strengen Prüfung durch die Professoren und Doktoren der Universität Poitiers zu unterstellen. Die gelehrten Herren nahmen Johanna scharf ins Verhör, erfanden sie aber als gute Katholikin und kamen zu dem Schlusse, es läge kein Grund vor, welcher den König verhindern könnte, in der gegenwärtigen Noth des Reiches des Beistandes der wundersamen Jungfrau sich zu bedienen [1]). Die ganze Haltung und Ausdrucksweise des Mädchens hatte auf ihre Examinatoren einen bedeutenden Eindruck gemacht [2]). Während ihres Aufenthaltes in Poitiers hat auch Johanna ihre Annahme der männlichen Tracht vor Edeldamen und Bürgerfrauen praktisch verständig dahin gerechtfertigt, daß sie, weil für den König zu Felde ziehend, aus Gründen sowohl der Zweckmäßigkeit als auch der Ehrbarkeit die Frauenkleider hätte abthun müssen [3]).

Das Mädchen von Domremy hatte sich demnach am Hoflager zu Chinon beglaubigt, indem sie erwies, daß sie

1) Derselbe Zeuge: Concluserunt quod, attenta necessitate quae tunc toti regno imminebat, rex de eadem se poterat juvare, et quod in ea nihil invenerant fidei catholicae contrarium. Quich. III, 102.

2) Elle fut examinée et interrogée par diverses fois et diverses personnes: dont estoit merveilleuse comme elle se portoit en son faict, et ce qu'elle disoit luy estre chargé de par de Dieu, comme elle parloit grandement et notablement, veu que en autres choses elle estoit la plus simple bergère que on voit onques. Chronique de la Pucelle. Quicherat, IV, 208. Der älteste Chronist, welcher von Johanna Meldung thut, Perceval de Cagny, faßt die Sache kürzer: — Et sur les parolles qu'elle disoit de Dieu et du fait de guerre, fut très grandement examinée des clercs et théaulogiens et autres et de chevaliers et d'escuiers; et tousjours elle se tint et fat trouvée en ung pourpos. Quich. IV, 3.

3) „Je croy bien qu'il vous semble estrange, et non sans cause; mais il fault, pour ce que je me doibs armer et servir le gentil daulphin en armes, que je prenne les habillemens propices et nécessaires à ce; et aussi quand je serois entre les hommes, estant en habit d'homme, ils n'auront par concupiscence charnelle de moi; et me semble qu'en cest estat je conserveray mieulx ma virginité de pensée et de faict". Chr. d. l. Pucelle. Quich. IV, 211.

weder eine zuchtlose Dirne, noch eine Schwindlerin, noch eine Hexe. Die Proben, welche sie zu bestehen gehabt, waren ganz im Sinn und Glauben der Zeit angeordnet. Allein zweifelsohne hat mehr noch als die Bestehung dieser Proben für sie gezeugt jenes unbestimmbare etwas, welches auserwählten Wesen innewohnt und von denselben ausgeht, jenes unbestimmbare etwas, welches den Helden im Hochsinne des Wortes macht, wie den Tondichter die Melodie, jenes Göttliche, was seinen Trägern Macht gibt über Menschen und zu Zeiten gleichsam das Herz einer ganzen Nation in der Brust eines einzigen auserwählten Mannes oder Weibes, Sehers oder Heros schlagen läßt.

Johanna's erster Erfolg war dieser, daß sie an die Stelle der zwischen Leichtsinn und Verzweiflung schwankenden Entmuthigung, welche über dem Hoflager zu Chinon brütete, wieder Gefaßtheit, Muth und Hoffnung setzte, daß sie belebende Funken des heiligen Feuers, welches in ihrer Seele brannte, auch in das verzagte Gemüth Karls des Siebenten oder wenigstens in die Seelen seiner Räthe und Ritter zu werfen wußte. Auch hier, wie so oft in der Geschichte, wurde offenbar, daß große Menschen, welche mächtig auf ihre Zeitgenossen wirken, nur die Verkörperung der besten Instinkte und edelsten Triebe der Mitlebenden sind. Ich möchte sagen, in solchen bestimmenden, begeisternden und führenden Menschen schafft jeweilig die Seele einer Zeit sich ihren Leib. In Jeanne d'Arc verkörperte sich der Genius Frankreichs. Der Hauch dieses Genius athmete in dem enthusiastischen Gebaren und Reden der Jungfrau, gewann ihr die Herzen und waffnete die Arme für die Sache, welche sie vertrat. Dazu kam noch die romantische Magie, welche auf die leichtentzündliche Phantasie der französischen Ritterwelt der Umstand üben mußte, daß ein schönes junges Mädchen ihr das Banner vorantrug zum Kampfe für den heimatlichen Boden und die nationale Ehre.

An dieser Stelle nun ist gerade noch als höchst denkwürdig zu betonen, daß in dem Verkehr der sonst so galanten französischen Ritterwelt mit dem Mädchen von Domremy

keine Spur von Galanterie im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes sich findet. Es steht aktenmäßig fest, daß ihre Kriegsgefährten in der heldischen Jungfrau etwas Unnahbares und geradezu Heiliges sahen und ehrten. Selbst in den heikeln und bedenklichen Situationen, welche das Lagerleben unumgänglich mit sich bringen mußte, ist, wie der Duc d'Alençon, einer der vorragendsten Kampfgenossen Johanna's, zu Protokoll erklärt hat, der jungfräulichen Heldin niemals, und wäre es auch nur durch einen stillen Wunsch gewesen, zunahe getreten worden [1]). Das schönste Zeugniß hat für sie abgelegt der erste Kriegsmann ihres Landes, wohl überhaupt der beste Mann des damaligen Frankreichs, der berühmte Bastard von Orléans, Graf Dunois. Im Rehabilitationsprocesse Johanna's als Zeuge vernommen, ließ er sich, über das Betragen und den Verkehr Johanna's unter den Kriegsleuten befragt, wörtlich also aus: „Die Jungfrau ist an Mäßigkeit von keinem lebenden Menschen übertroffen worden. Der Herr Jean d'Aulnon, welchen als einen verständigen und ehrbaren Ritter der König Karl Johannen gleichsam zum Leibwächter bestellt hatte, hat mir oftmals gesagt, er glaube nicht, daß es jemals ein keuscheres Mädchen gegeben habe als dieses. Mir selbst und andern ist, wann und wie oft wir mit Johanna verkehrten, nie der Gedanke oder Wunsch gekommen, daß sie ein Weib (dum eramus in societate ipsius Puellae, nullam habebamus voluntatem seu desiderium communicandi seu habendi societatem mulieris). Mir scheint, sie war etwas Heiliges (quod erat res divina) [2])".

Da ich vorhin das junge Mädchen ein schönes genannt

1) Dicit (dux Alenconii) quod ipsa Johanna erat casta et multum odiebat illas mulieres quae sequebantur armatos . . . Dicit etiam quod aliquando in exercitu ipse loquens cubuit cum eadem Johanna et armatis à la paillade et vidit aliquando quod ipsa Johanna se praeparabat, et aliquando videbat ejus mammas, quae pulchare erant; non tamen habuit ipse loquens unquam de ea concupiscentiam carnalem. Quich. III, 99—100.

2) Quicherat III, 15.

habe, so muß ich die Parenthese beifügen, daß ein authentisches Porträt Johanna's uns nicht überliefert worden ist und daß wir demnach das Bild ihrer leiblichen Erscheinung aus den zerstreuten und flüchtigen Zügen zusammensetzen müssen, welche die Akten und Urkunden ihrer Geschichte darbieten. So wissen wir, daß sie von mittlerer Größe war, schlank von Wuchs, wohlgebildet von Formen, kräftig und behend. Ausdrücklich wird die Schönheit ihrer Büste gerühmt; ebenso hervorgehoben, daß sie es liebte, ein feuriges Streitroß zu reiten, und es wohl verstand, dasselbe zu tummeln und zu zügeln. Starke Eindrücke brachten sie leicht zu Thränen. In Momenten hochfliegender Begeisterung lag ein seelenvolles Lächeln auf ihren Zügen. Urkundlich wird auch erwähnt der ungemein sanfte Klang ihres Sprachorgans, ihre kindliche Stimme („vox infantilis“). Ich will nicht unterlassen, anzumerken, daß Jeanne d'Arc diese Eigenheit mit einer späteren glorreichen Heldin ihres Landes theilte, mit Charlotte Corday, der Tödterin Marats. In den Akten von Charlotte's Proceß wird ihrer „voix enfantine“ besondere Erwähnung gethan und auch der deutsche Maler Hauer, welcher sie bekanntlich in der letzten Stunde porträtirte, bevor sie den Todeskarren bestieg, hat diese „kindliche Stimme“ auffallend gefunden. Aber nicht allein im Klang ihrer Stimmen glichen sich die beiden heldischen Mädchen. Denn, obzwar durch Jahrhunderte von einander getrennt, waren sie Zwillingschwestern im Sinn und Geist. Beide lebten sie für einen großen Gedanken, beide waren sie erlauchte Blutzeuginnen dafür: — Jeanne für die Erlösung ihres Landes vom Joche fremder Zwingherrschaft, Charlotte für die Befreiung ihres Landes vom Terrorismus der Blutraserei. Und auch das noch ist ihnen gemeinsam, daß ihre Gestalten ein durch die Jahrhunderte hinableuchtender Glanzduft makellos mädchenhafter Reinheit umfließt.

6.

Ihre Laufbahn als Kriegerin und Führerin begann Johanna am 27. April 1429, an welchem Tage sie an der Spitze von 6—7000 Mann von Blois aufbrach, um der hartbedrängten, aber durch ihre Bürgerschaft unter der Führung des Grafen Dunois [1]) noch immer muthig gehaltenen Stadt Orléans Entsatz zu bringen. Sie brachte ihn, indem ihre Landsleute, von ihr geführt, die belagernden Engländer in einer Reihe glänzender Gefechte schlugen, zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge zwangen. Triumphirend zog die „Jungfrau von Orléans", wie sie von da ab hieß, in die befreite Stadt ein, von Mann und Weib, Groß und Klein mit solchem Jubel und Dank empfangen, als wäre sie, wie ein Augenzeuge dieses Einzuges sich ausdrückt, „ein Engel Gottes" [2]).

Auf die Engländer und ihre französischen Parteigänger wirkte das Ereigniß wie ein lähmender Blitz, während die Botschaft von dem Wunderbaren wie ein weckender Donner durch Frankreich rollte. Den Engländern erschien die Befreierin von Orléans als die schwärzeste der Zauberinnen, geradezu als eine Ausgeburt der Hölle; ihre Landsleute sahen in ihr einen gottgesandten Engel des Lichts. Die gegensätzliche Wirkung dieser grundverschiedenen Anschauungen war eine unermessliche, wie sich denn der Entsatz von Orléans alsbald als der große Wendepunkt der französisch-englischen Streitfrage herausstellte. Diese war dadurch principiell zu Ungunsten Englands entschieden und der schließliche Aus-

---

1) Genau genommen, hieß er damals noch nicht so, sondern schlichtweg der Bastard von Orléans; erst im J. 1439 wurde er zum Grafen von Dunois erhoben.

2) Jean Luillier, Bürger von Orléans, als Zeuge im Rehabilitationsproceß: „Recepta fuit tanto gaudio et applausu ab omnibus utriusque sexus, parvis et magnis, ac si fuisset angelus Dei". Quich. III, 24.

gang, d. h. die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden nur noch eine Frage der Zeit.

Ihrer ersten Waffenthat reihte die Jungfrau rasch andere siegreiche kriegerische Unternehmungen an, welche um so mehr ins Gewicht fielen, als dieselben gegen die bewährtesten englischen Generale erlangt wurden. Im Juli von 1429 übernahm die Heldin förmlich den Oberbefehl über die Streitkräfte ihres Landes. Johanna's Waffengenossen, vom ersten bis zum letzten, waren überzeugt, das kriegerische Walten der Jungfrau beruhte auf unmittelbarer göttlicher Eingebung. So hat sich auch der Graf Dunois ausgesprochen [1]. Ein Minister Karls des Siebenten, Simon Charles, bezeugte, Jeanne sei in allem sehr unwissend gewesen, ausgenommen im Kriegführen, dessen sie gar wohlkundig [2].

Heutzutage, wo die massenhafte Todtschlägerei, der Krieg, zu einer exakten Wissenschaft, ja geradezu zur Wissenschaft der Wissenschaften glücklich erhoben ist, heutzutage muß es uns ganz märchenhaft vorkommen, daß ein Bauermädchen, welches nicht einmal zu lesen oder zu schreiben verstand, ein Heer befehligen, Schlachten lenken und Siege davontragen konnte. Um die Möglichkeit dieser Thatsachen zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß der Krieg damals noch keine exakte Wissenschaft war, sondern höchstens, wenn ich so sagen darf, eine freie Kunst. Nicht die strategische Geometrie und die taktische Arithmetik gaben den Ausschlag, sondern neben der physischen Stärke und Gewandtheit der einzelnen Kämpfer die moralische Kraft des Führers und die gehobene oder niedergedrückte Stimmung

1) Interrogatus si ipsam Johannam verisimiliter credat missam fuisse a Deo ad actus bellicosos exercendum, magis quam ab industria humana, respondet quod ipse credit ipsam Johannam esse missam a Deo et actus ejus in bello esse potius divina inspiratione quam spiritu humano. Quich. III, 3.

2) Ipsa Johanna erat multum simplex in omnibus suis agendis, excepto in facto guerrae, in quo erat quam plurimum experta. Quich. III, 116.

der einzelnen Kriegsleute wie des ganzen Heeres. Allerdings wirken diese Motive auch noch heute, allein doch nicht mehr annähernd so mächtig wie im Mittelalter. Schlachten im Stile von Morgarten und Sempach wären daher jetzt Unmöglichkeiten.

Ein schöner Zug in dem kriegerischen Auftreten Johanna's ist, daß ihr Gefühl davor zurückbebte, mit eigener Hand Blut zu vergießen. Es ist unanfechtbar festgestellt, daß sie, bevor sie in die Schlacht ging, Schwert und Streitaxt ablegte. Ihre Fahne war ihre einzige Waffe. Indessen wäre es doch ganz irrig, wollte man sich deßhalb unsere Heldin etwa als ein nervenschwach pimperliches und zimperliches Wesen vorstellen. Behüte, sie war ein rothbackig gesundes und ihre derbfrische Landmädchennatur trat mitunter schlagend hervor. Schlagend in des Wortes schlagendster Bedeutung. Dies erfuhr, wie in den Akten steht, eines Tages der Kleiderkünstler Hännschen Simon, welcher der Jungfrau beim Anprobiren eines Gewandes behilflich sein wollte, aber sofort von ihr in die Schranken seiner Künstlerschaft zurückgemahnt wurde mittels eines Beweisgrundes, den man im gewöhnlichen Leben eine Maulschelle nennt [1]). . . .

Das größte Hinderniß, welches La Pucelle d'Orléans auf ihrer Laufbahn fand, war die Erbärmlichkeit des Dauphin, dessen geistige und leibliche Trägheit sich wie ein niederziehendes Bleigewicht an die Thatkraft und Thatenlust des Heldenmädchens hing. Nur mit Mühe brachte sie den leichtfertigen Menschen dahin, daß er sich von ihr im kriegerischen Triumphzug über Troyes und Chalons, welche Städte der Jungfrau ihre Thore öffneten, nach Rheims führen ließ, wo der Dauphin am 17. Juli als Karl der Siebente gesalbt und gekrönt wurde. Hier, auf ihres

---

1) Der Zeuge Jean Marcel im Rehabilitationsproceß: „Audivi dici cuidam Johannotino Simon, sutore tunicarum, quod domina ducissa Bedfordiae fecerat fieri pro eadem Johanna quamdam tunicam ad usum mulieris, quam quum eidem induere vellet, eam accessit dulciter per mammam. Quae fuit pro hoc indignata et tradidit dicto Johannotino unam alapam.“ Quich. III, 89.

Daseins und ihrer Sendung glücklich erreichter Glanzhöhe, erlebte Jeanne auch die Freude, ihre Eltern wiederzusehen, und eine bis neuestens selbst von Historikern geglaubte Sage will, sie habe ihr Werk für gethan erklärt und vom Könige ihre Entlassung gefordert, um mit ihren Eltern in die dörfliche Stille ihrer Heimat zurückzukehren.

Dem ist nicht so, indem jetzt urkundlich nachweisbar, daß die Jungfrau ihren Kommandostab nicht niederlegte, sondern ihre Mission erst dann erfüllt glaubte, wann sie Paris den Engländern entrissen und diese überhaupt aus Frankreich verjagt hätte.

7.

Der epische Strom eines solchen Lebens sollte nicht in den Sand des Gewöhnlichen verlaufen. Dieses Heldengedicht der Wirklichkeit durfte weder zum Idyll noch zur Komödie sich abschwächen. Die Jungfrau von Orléans konnte aus ihrer weltgeschichtlichen Rolle heraus nicht wieder eine Schäferin werden, noch durfte sie etwa einem ihrer tapferen Waffengefährten in die Brautkammer folgen. Die einer solchen Erscheinung innewohnende Logik will ihr Recht und dieses Recht ist die tragische Weihe. Das Epos sollte daher mit dem Schlageindruck einer Tragödie schließen.

Und so geschah es. Zunächst durch das Verschulden des Menschen, welchen Johanna zum König von Frankreich gemacht hatte. Den Sumpf dieses schlaffen Charakters hatte selbst das Außerordentliche, ja Einzige, was um ihn her geschehen war, nicht aufzurütteln vermocht. Gegen die Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens, gegen die Gemeinheit Menschen. Auf den gemeinen Sinn wirkt ein erhabner Gedanke nur wie Sternlicht auf eine Eisfläche: es schmilzt und bewegt sie nicht. Alle Beschwörungen der Jungfrau, das ruhm- und hoffnungsvoll be-

gonnene Werk der Befreiung des Landes zu vollenden, sanken wirkungslos in die träge, durch Ausschweifungen entnervte Molluskenseele Karls des Siebenten.

Da entriß sich Johanna dem Hoflager des Jämmerlings, um nicht länger Zeugin strafbarer Zeitvergeudung und unverantwortlicher Lustbarkeiten sein zu müssen, und brach im März von 1430 an der Spitze einer wenig zahlreichen Schar auf, um das von den Engländern und ihren Alliirten, den Burgundern, bedrohte Compiègne zu retten. Aber als sie nach einem missglungenen Ausfall den Rückzug der Ihrigen tapfer deckte, wurde sie — es war am 23. Mai — im Handgemenge vom Pferde gerissen und durch den sogenannten Bastard de Wandonne zur Gefangenen gemacht. Der Genannte überlieferte die kostbare Beute seinem Lehnsherrn, dem Grafen Jean de Ligny, und der Herr Graf verkaufte die Gefangene um die Summe von 10,000 Francs an die Engländer.

Im December von 1430 befand sich also die unglückliche Johanna in den Händen ihrer Todfeinde, im Verließe der Burg zu Rouen. Sie war ihres Schicksals gewärtig. Als der englische General Graf Warwick eines Tages mit mehreren geistlichen und weltlichen Herren, worunter auch der Graf von Ligny, in den Kerker der in Ketten gelegten Heldin trat und der letztgenannte spottend zu ihr sagte, er käme, sich inbetreff ihres Lösegeldes mit ihr zu verständigen, entgegnete sie mit ruhiger Fassung: „Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß diese Engländer mich tödten werden, weil sie glauben, nach meinem Tode die Herrschaft über Frankreich zu erlangen. Aber sie werden dieselbe doch nicht gewinnen, und wären sie auch um hunderttausend Mann stärker, als sie sind" [1]).

Die englische Politik beschloß mit jener kalten und

1) „En non Dé! Je sçay bien que ces Anglays me feront mourir, credentes post mortem meam lucrari regnum Franciae; sed si essent centum mille godons (-goddams) plus quam sint de praesenti, non habebunt regnum". Quich. III, 122.

heuchlerischen Selbstsucht, welche ihr von jeher eigen gewesen ist, die Vernichtung des neunzehnjährigen Heldenmädchens, das so Großes für sein Vaterland gethan hatte. Das Motiv für diesen Beschluß lag nahe: die Engländer glaubten dadurch, daß sie die Bannerträgerin des Nationalbewußtseins mordeten, den durch Johanna hervorgerufenen Aufschwung dieses Nationalbewußtseins zu knicken. Aus dem Arsenal des Glaubens aber wurden die Vernichtungswaffen geholt und die sogenannte Religion der Liebe mußte auch hier, wie unzähligemale, den frevelhaftesten Mord als ein Gott wohlgefälliges Werk nicht nur sanktioniren, sondern sogar fordern und gebieten. Die Maschinerie des wüstesten Gräuels, welchen der religiöse Wahn jemals ausgebrütet hat, die Maschinerie des Hexenprocesses wurde gegen die Jungfrau in Bewegung gesetzt. Gegen die kalte Bleifaust der engländischen Staatsraison und Rachgierde vermochte der Schild der Jungfräulichkeit das Schlachtopfer nicht mehr zu schirmen[1]). Johanna wurde als Ketzerin und Hexe angeklagt und vor ein zu Rouen errichtetes Inquisitionstribunal gestellt.

Die Universität Paris, stolz auf ihre Orthodoxie und nebenbei von Servilismus gegen die Engländer überfließend, hatte ihren ganzen Vorrath an blödsinniger Gelehrsamkeit aufgewandt, um das mitzuwegebringen zu helfen. Ganz flammend vom Eifer für das Reich Gottes, konnte sie es kaum erwarten, die Hexe processirt und verbrannt zu sehen. In an den König von England gerichteten Bittschriften und in für das Inquisitionstribunal bestimmten Gutachten drängte sie darauf hin. In ihrem vom 19. April 1431 datirten und von dem damaligen Rektor Michael Hébert unterzeichneten Gutachten fand sie einen Hauptbeweis für Johanna's ketzerische Apostasie in dem Umstande, daß die Angeklagte

1) Die Jungfräulichkeit der Gefangenen war nämlich auch in Rouen konstatirt worden. Der Zeuge Marcel im Rehabilitationsproceß: „Domina de Bedford“ (Anna von Burgund, Tochter Johanns ohne Furcht, mit dem Herzog von Bedford im J. 1423 vermählt) eamdem Johannam fecit visitari an esset virgo vel non, et inventa fuit virgo“. Quich. III, 89.

ihr Kopfhaar abgeschnitten und Männertracht angelegt hatte[1]).

Um die Ehre, dem Inquisitionstribunal vorzusitzen, bewarb sich emsig und mit Erfolg der Bischof von Beauvais, Franzose von Geburt, allein leidenschaftlicher Parteigänger der Engländer und damals durch die neuerlichen Waffenerfolge seiner Landsleute aus seiner Diöcese vertrieben[2]). Auch ihn verzehrte der Eifer für das Reich Gottes und er war ohne Frage überzeugt, dem Himmel einen wohlgefälligen Ruch darzubringen, indem er die arme Johanna zum Brandopfer machte. Einen fatalen Beigeschmack erhielt die Frömmigkeit des Bischofs freilich durch den Umstand, daß er für seine Dienstbeflissenheit in dieser Sache von den Engländern mit Verleihung des Erzbisthums Rouen belohnt zu werden verlangte und hoffte; allein wir müssen in Liebe bedenken, daß der Eifer für das Reich Gottes zu aller Zeit mitunter wunderliche Formen annahm und annimmt und daß Pierre Cauchon — so lautete der nicht gerade wohlduftende Name des hochwürdigen Mannes — wahrscheinlich auch nur ad majorem dei gloriam Erzbischof von Rouen werden wollte. Neben dem hochwürdigen Cauchon spielten vortretende Rollen in dem Processe der Dominikaner Jean Graverent, Professor der Theologie an der Universität Paris und Großinquisitor von Frankreich (von Paris her), sowie Jean Lemaitre, Prior des Dominikanerklosters Saint-Jacques zu Rouen. Am heftigsten aber wüthete gegen die Angeklagte der Kanonikus Jean d'Estivet, welcher als Generalprokurator fungirte und kurz nach der Hinschlachtung der Jungfrau ein seiner würdiges Ende nahm, indem er sich in einer Pfütze ertränkte.

Das erste Aktenstück des Processes, welches die Kon-

---

1) Ipsa foemina est etiam apostatrix, tum quia comam quam sibi Deus dedit ad velamen malo proposito sibi amputari fecit, tum etiam qnia, eodem proposito, relicto habitu muliebri, virorum habitum imitata est. Quich. I, 417.

2) Er stützte seinen Anspruch auf die Thatsache, daß Johanna in seiner Diöcese gefangen worden.

stituirung des Tribunals anzeigt, ist datirt vom 9. Januar 1431. Die Procedur selbst begann im Februar. Die Anklageakte war nur ein Mischmasch von groben Absurditäten und plumpen Lügen. In den Verhören wurden alle die blödsinnigen Subtilitäten und subtilen Blödsinnigkeiten der mittelalterlichen Scholastik in Anwendung gebracht, um die Angeklagte zu verwirren und zu fangen[1]). Beim Durchlesen der weitschichtigen Protokolle gewinnt man aber den Eindruck, daß die religiösen Fanatiker und leidenschaftlichen Politiker, welche diese Protokolle niedergeschrieben haben, widerwillig-unwillkürlich bezeugen mußten, daß das ganze Gehaben und Gebaren Johanna's während der Proceßqual von würdevollem Unschuldbewußtsein, wie von herzgewinnender Bescheidenheit und rührender Frömmigkeit gewesen sei. In unendlich weitschweifiger Wiederholung drehte sich die Procedur um die von der Angeklagten standhaft behaupteten Erscheinungen der Engel und Heiligen. Auch die männliche Tracht der Jungfrau war ein bevorzugter Gegenstand des Inquirirens. Physischer Folterung jedoch wurde, abgesehen von der hinlänglich folternden Kerkerpein, Johanna nicht unterworfen. Das Verfahren der Inquisition war damals überhaupt noch nicht zu jener raffinirt grausamen Marterkunst ausgebildet, zu welcher es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin insbesondere in Spanien durch die Bemühungen eines Thomas de Torquemada und anderer hochwürdiger Priester der Religion der Liebe glücklich gedieh. Nur einmal ist die Angeklagte in die Folterkammer geführt worden, um sie durch den Anblick der Marterinstrumente zu schrecken, welche, so drohte man ihr, gegen sie in Anwendung kommen sollten, so sie nicht mehr bekennen

1) Eine alte, zur Zeit Ludwigs des Zwölften in Frankreich sehr beliebte Chronik, betitelt „Le miroir des femmes vertueuses“, meldet darüber: „Et combien q'uilz (les juges) n'y eussent trouvé que toute saincteté et vie chretienne, néantmoins plusieurs par flaterie, comme est la coustume de aulcuns, pour complaire aux Angloys ennemys, s'efforcèrent surmonter la Pucelle, tant par fallaces de sophisterie que aultrement.“ Q. IV, 275.

würde als bislang. Es geschah dies am 9. Mai. Das arme Mädchen verlor auch angesichts der Folterbank und der bereitstehenden Folterknechte die Fassung nicht und gab ihren Richtern die protokollarisch aufbewahrte Antwort: „Wahrlich, auch wenn ihr beschließet, mir die Glieder auszurenken und mir die Seele aus dem Körper zu reißen, kann ich euch doch anderes nicht sagen; und wenn ich euch anderes sagte, würde ich doch nachher erklären, daß ihr mich nur mittels Gewalt dazu gebracht" [1]).

Der ganze Proceß war ein echter Hexenproceß, d. h. ein schmachvoller Knäuel von Willkürlichkeiten, Verdrehungen und sogar notorischen Fälschungen. Schon der Umstand, daß nur lateinisch protokollirt wurde und die Protokolle nur in dieser Sprache der Angeklagten vorgelesen worden sind, gab sie völlig der Willkür ihrer Richter, d. h. Henker preis. In dieser Weise wurden endlich zwölf Artikel zusammengeplätzt, welche die angeblichen Geständnisse Johanna's enthielten. Dieselben enthielten aber am Ende doch schlechterdings nur die Angabe der Jungfrau, daß Engel und Heilige ihr erschienen wären, um sie im Namen Gottes zu ihrem patriotischen Unternehmen aufzurufen. Das Tribunal war in Verlegenheit. Es ließ sich auf diese Aktenlage hin doch wohl kaum ein auf Feuertod lautendes Verdikt fällen. Selbst die superlativisch glaubenseifrige theologische Fakultät von Paris fand für gut, in ihrem von der Inquisition erbetenen Gutachten ihr Verdammungsurtheil verschämt zu verklausuliren [2]).

Das Opfer schien seinen Peinigern zu entgehen oder wenigstens, zu großem Unmuth und Zorn der Engländer, mit dem Leben davonzukommen. Denn der düstere Apparat und drohende Pomp, womit am 24. Mai auf dem Kirch-

---

1) „Veraciter, si vos deliberetis mihi facere distrahi membra et facere animam recedere a corpore, ego tamen non dicam vobis aliud; et si aliquid de hoc vobis dicerem, postea semper ego dicerem quod per vim mihi fecissetis dicere." Q. I, 400.

2) „Si dicta foemina, compos sui, affirmaverit pertinaciter propositiones in duodecim articulis declaratas." Q. I, 417.

hofe der Abtei Saint-Ouen das öffentliche Schlußverfahren stattfand, war ganz dazu angethan, den Muth des armen, schon so lange gequälten Mädchens zu brechen. Johanna scheint doch auch bei einigen ihrer Richter Theilnahme erweckt zu haben. Auf ihrem Wege vom Kerker zum angegebenen Platz wurde ihr eindringlich zugesprochen, ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerscheinungen zu widerrufen; sie habe nur zwischen diesem Widerruf und dem Scheiterhaufen die Wahl. Man zeigte ihr den Henker, der bereit stand, sie zum Holzstoße zu schleppen. Wem könnte es einfallen, die Arme zu tadeln, daß sie schwankend, daß sie schwach wurde? Das Urtheil war noch nicht ganz vorgelesen, als sie den Vorleser unterbrach mit der Erklärung, sie wollte der Kirche gehorsam sich erzeigen, und da die Kirchenmänner gesagt, die Erscheinungen und Offenbarungen, welche sie gehabt, wären nicht zu glauben und aufrecht zu halten, so wollte sie dieselben nicht länger behaupten [1]). Hierauf nahm der Bischof von Beauvais die zuvor ausgesprochene Ausstoßung der reumüthigen Ketzerin aus der kirchlichen Gemeinschaft zurück und sprach „aus Gnade und Milde (gratia et moderatione nostris salvis)“ statt der Todessentenz über Johanna dieses Urtheil: „Weil du gegen Gott und die heilige Kirche verwegen gesündigt hast, verurtheilen wir dich zu lebenswierigem Kerker, damit du bei dem Brote der Schmerzen und bei dem Wasser der Trübsal (cum pane doloris et aqua tristitiae) eine heilsame Buße thun und deine Sünden beweinen könnest.“

Die über die „Mildigkeit“ dieses Urtheils scheltenden, schimpfenden und fluchenden Engländer mochten sich trösten:

---

1) „Quam (sententiam) cum pro magna parte legissemus, eadem Johanna incepit loqui et dixit quod volebat tenere totum illud quod ecclesia ordinaret“ — (in margine: Ante finem sententiae Johanna timens ignem dixit se velle obedire ecclesiae). „Dixitque pluries quod, postquam viri ecclesiastici dicebant quod apparitiones et revelationes, quas dicebat se habuisse, non erant sustinendae nec credendae, ipsa non vellet sustinere.“ Q. I, 446.

ihre erbarmungslose Rachelust sollte völlig befriedigt werden. Die englische Brutalität sorgte schon dafür.

Der, shakspeare'sch zu reden, „geflickte Lumpenkönig" Karl machte nicht den geringsten Versuch, seine Retterin zu retten. Daß auch das französische Volk — falls nämlich in dem Sinne, in welchem wir heutzutage das Wort Volk gebrauchen, überhaupt von einem französischen Volke von dazumal gesprochen werden kann — einen solchen Rettungsversuch nicht machte, braucht kaum erst gesagt zu werden. Denn überall und allzeit ja hat das Volk seine wahren Helden, Helfer und Heilande schmachvoll feige verleugnet und schnöde im Stiche gelassen, hat sie verfolgen, quälen, kreuzigen und verbrennen lassen, ohne einen Finger für sie zu rühren, wogegen es den Triumphwagen der Unsinnprediger, Schwindler und Lügenpropheten, sowie der meineidigen Usurpatoren, der Menschenquäler und Nationenschinder nie an einer hintendrein jubelnden Menge fehlte oder fehlen wird. Allerdings pflegt zu solchem Jubel der süße, d. h. der vornehme Pöbel, dem sauren, d. h. niedrigen, das aufmunternde Signal zu geben. Das aber ist es ja gerade, was der wirklichen Menschengröße ihren reinsten Nimbus verleiht, daß die wahren Helden, Helfer und Heilande für die Menschheit leben und sterben, ohne Dank weder zu empfangen noch zu erwarten.

8.

Nach Anhörung ihrer Verurtheilung auf dem Kirchhofe von Saint-Ouen war Jeanne in ihren Kerker zurückgebracht worden. Dort ermahnte sie der Vorsitzer des Tribunals, nicht wieder in ihre ketzerischen Irrthümer zurückzufallen und vor allem ihren männlichen Anzug mit einem weiblichen zu vertauschen. Man reichte ihr einen solchen und sie kleidete sich gehorsam um. Warum nahm man ihr nun die abgelegten männlichen Kleidungsstücke nicht weg, da man das Tragen

derselben doch für etwas Ungeheuerliches, für eine todsündliche Ketzerei ansah? Wollte man sie in Versuchung führen? Und warum unterwarf man sie auch jetzt noch, nach ihrem Widerruf und ihrer Verurtheilung, der Pein, in ihrem Kerker fortwährend durch drei englische Kriegsknechte bewacht zu werden?

Am dritten Tage darauf ging dem Bischof Cauchon die Meldung zu, daß Johanna rückfällig geworden sei, d. h. wiederum ihre Männerkleidung anhätte. Der Inquisitor machte sich einen Tag später mit verschiedenen Beisitzern des Tribunals auf, um sich von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen. Er fand die Gefangene wirklich in Männerkleidung („induta tunica, capucio et gippone cum aliis ad usum viri pertinentibus"). Befragt, warum sie die männliche Tracht wieder angenommen hätte, erklärte sie, es sei geschehen, weil sie, so lange sie genöthigt wäre, unter Männern (ihren Wächtern) zu leben, es für passender gehalten, männliche als weibliche Kleider zu tragen[1]).

Was ist zwischen diesen Zeilen des Protokolls zu lesen? Ein Frevel.

Schon früher hatte im Verlaufe ihres Processes Johanna geäußert, sie wagte es nicht, ihre männliche Kleidung abzuthun, weil sie in derselben gewissermaßen einen Schutz gegen eine nächtliche Vergewaltigung durch ihre Wächter erblickte. Ihre bezügliche Angst war nur allzu begründet gewesen: einer der sie bewachenden englischen Soldaten hatte gegen die arme Gefangene einen Nothzuchtsversuch gemacht[2]). In den Tagen oder Nächten, welche der ersten Verurthei-

---

1) Respondit quod hoc fecerat, quia erat sibi magis conveniens habere habitum virilem, dum erat inter viros, quam habere habitum muliebrem. Q. I, 455.

2) Wilhelm Manchon, Presbyter, erzbischöflicher Notarius zu Rouen, als Zeuge im Rehabilitationsproceß: „Et tunc erat induta indumento virili atque conquerebatur quod non audebat se exuere, formidans, ne de nocte ipsi custodes sibi inferrent violentiam; atque semel aut bis conquesta fuit episcopo Belvacensi, quod alter dictorum custodum voluerat eam violare . . . Et postmodum assumpsit habitum virilem, se excusando quod cum habitu muliebri non fuisset ausa se tenere cum custodibus Anglicis." Q. II, 298, 300.

lung der Jungfrau folgten, war aber ein „großer englischer Lord“ Bestie genug, diesen Versuch ebenfalls anzustellen. Das unglückliche Mädchen hat dies wohl auch zu Protokoll gegeben, allein der Schreiber desselben schlüpfte mit dem oben angeführten allgemeinen Ausdruck über die Schändlichkeit hinweg. Dieselbe ist uns jedoch ausdrücklich bezeugt durch Johanna's Beichtvater, welcher sie auch auf ihrem Todesgange tröstete, durch den frommen Predigermönch Martin Ladvenu [1]).

Die Wiederannahme der männlichen Tracht war demnach hinlänglich erklärt und gerechtfertigt und mit dieser Tracht scheint Johanna auch wieder die ganze Mannhaftigkeit ihres früheren Muthes wiedergefunden zu haben. „Ich will lieber sterben als so in Ketten leben!“ sagte sie zu dem hochwürdigen Cauchon.

Was jetzt folgte, beweis't, daß wir ganz berechtigt waren, zu sagen, die Logik, welche Erscheinungen innewohnt, wie die des Mädchens von Domremy eine war, fordere ihr Recht. Johanna durfte nicht als Abtrünnige von ihrem eignen Selbst und Wesen im Kerker dunkel verkümmern. Der Heldin gebührte ein heldischer Tod im Angesichte des Himmels und der Erde. Sie mußte ihre Sendung erfüllen bis zuletzt, der Schluß mußte des Anfangs würdig sein und hier, wenn irgendwo, ist so recht statthaft das Dichterwort:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!“

1) Deponit quod ipse audivit ab eadem Johanna quod quidam magnus dominus Anglicus ad eam in carceribus introerat et eam tentavit vi opprimere. Et dicebat eidem loquenti quod causa quare habitum virilem resumpserat post primam sententiam. Quich. III, 168. Vgl. II, 365.

9.

„Hast du vielleicht auch wieder die Stimmen der heiligen Katharina und der heiligen Margareta vernommen?“ fragte der Bischof.

„Ja, ich habe sie vernommen.“

„Und was haben sie dir gesagt?“

„Sie haben mir gesagt, daß ich großes Unrecht gethan, sie zu verleugnen, und ich that das auch nur aus Furcht vor dem Feuer“ [1]).

„Und du glaubst, daß diese Stimmen wirklich die der heiligen Katharina und der heiligen Margareta waren?“

„So glaube ich.“

„Und daß sie im Auftrage Gottes redeten?“

„Ja. Und was ich am 24. Mai gesagt habe, war der Wahrheit entgegen und geschah mein Widerruf nur um der Furcht vor dem Feuer willen. Ich will aber meine Buße lieber auf einmal leiden, will lieber sterben als in dieser Kerkerpein leben.“

Die Inquisition hatte genug gehört. Als die Inquisitoren das Gefängniß verließen, sagte der hochwürdige Cauchon zu den zahlreich davor versammelten Engländern: „Freut euch! Sie ist geliefert. Gesegnete Mahlzeit!“ [2])

Am 29. Mai that das Tribunal seinen endgiltigen Spruch. Derselbe lautete korrekt nach dem kirchlichen Rechte der Zeit, daß Johanna als ein mit dem Aussatze der Ketzerei behaftetes Satansglied („tamquam membrum Satanae lepra haeresis infectum“) aus der Kirche auszustoßen und der weltlichen Justiz zu überantworten sei. Dieser Nachsatz war nur eine euphemistische Umschreibung für Feuertod oder,

1) Hier hat das Protokoll die lakonische Randbemerkung: „Todbringende Antwort (responsio mortifera).“ Q. II, 456. Das ganze mitgetheilte Gespräch ist eine auszügliche Uebersetzung des Protokolls.

2) Q. II, 5, 8.

wie der amtliche Ausdruck in Deutschland lautete, für „Einäscherung“. In der Sentenz fehlte auch die gewohnte Heuchelformel nicht, daß die weltliche Gerechtigkeit angegangen werden sollte, „milde mit der Verurtheilten zu verfahren und sie mit der Strafe des Todes oder der Verstümmlung zu verschonen“ 1). Stilus curiae romanae! Während die hochwürdigen Herren Inquisitoren diese christliche Liebesphrase von sich gaben, wurde auf dem Altmarkt von Rouen schon der Holzstoß aufgeschichtet, welcher das Opfer einäschern sollte 2).

Der Bischof von Beauvais war aber doch mehr Politiker als Fanatiker. Er überlieferte die Jungfrau dem Feuertode nur aus Gefälligkeit gegen die englische Politik. Wäre er ein ehrlicher Fanatiker gewesen, so konnte er gar nicht thun, was er am Morgen des 30. Mai, also nach der Exkommunikation Johanna's, that, nämlich dem Predigermönche Martin Ladvenu die Erlaubniß geben, nicht allein die Beichte der Verurtheilten zu hören, sondern ihr auch die Hostie zu reichen. Die Kirche konnte dem „Satansglied“ unmöglich ihr höchstes „Gnadenmittel“ verabfolgen, wenn sie von der Satansgliedschaft Johanna's aufrichtig überzeugt war.

1) Q. I, 463 und 475.

2) Eine Verurtheilung Johanna's durch ein weltliches Gericht hat auch gar nicht stattgefunden. Die Engländer trafen sofort, als das Inquisitionstribunal gesprochen, die Anstalten zur Verbrennung des Opfers und rissen dasselbe ohne weitere Formalität am 30. Mai von den Schranken des geistlichen Gerichtes hinweg auf den schon Tags zuvor aufgebauten Scheiterhaufen. Nach dem formalen Rechte mußte Johanna, als ihr am 30. Mai auf dem Altmarkt zu Rouen die Inquisitionssentenz vom 29. feierlich eröffnet wurde, dem weltlichen Richter überliefert werden. Aber das geschah gar nicht. Die rohe Ungeduld der Engländer ließ es nicht zu. (S. Quicherat, II, 8.) Im übrigen wäre diese Uebergabe an den weltlichen Richter auch nur eine elende Posse gewesen; denn bekanntlich mußte der weltliche Richter eine ihm zur Bestrafung überlieferte Ketzerin oder Hexe verbrennen lassen, bei Strafe, selbst in Ketzerei zu fallen, d. h. sich selber eines todeswürdigen Verbrechens schuldig zu machen. Das bekannte „Ecclesia non sitit sanguinem“ war die frechste Taschenspielerformel, die es jemals gegeben hat.

Kein Zweifel, mit rabenmütterlicher Hand mordete die Kirche ihr treuestes Kind. Denn wie sie als gläubige Katholikin gelebt, so ist Johanna auch als solche gestorben. In der Morgenfrühe des genannten 30. Mai, welcher ihr Todestag war, hat sie dem Pater Ladvenu gebeichtet und unter strömenden Thränen der Andacht den „Leib Christi“ empfangen [1]).

Nach beendigter Ceremonie theilte ihr der Mönch mit, daß sie heute sterben müßte und zwar des Feuertodes. Da schrie die Natur in ihr auf gegen diesen Gräuel. „Weh mir!“ rief sie aus; „so gräßlich und grausam will man mit mir verfahren, daß mein frischer und jungfräulicher Leib, der nie bemakelt worden, zu Asche verbrannt werden soll“ [2]). Man glaubt die Tochter Jephtha's zu hören, welche ihre Jungfrauschaft beweinte, da ihr Vater sie seinem als Adonai verkappten Bal-Moloch zum Brandopfer opferte. Als der hochwürdige Cauchon eintrat, sagte sie zu ihm: „Bischof, ich sterbe durch euch.“ Worauf der Hochwürdige: „Jeanne, faßt euch in Geduld. Ihr sterbet eures Rückfalls wegen.“ Und wieder Johanna: „Ich appellire von euch an Gott, als an den höchsten Richter, um alles des schweren Unrechts und aller der Qualen willen, die man mir angethan hat.“

Zur neunten Morgenstunde wurde sie, bloß mit dem langen Büßerhemde bekleidet, im Burghof auf einen Karren gesetzt, welchen ihr Beichtvater und dessen Mitmönch Isambert de la Pierre ebenfalls bestiegen. Die nachmaligen Zeugenaussagen dieser beiden Kleriker haben sehr viel zur Verherrlichung des Namens der Heldin beigetragen. An 800 englische Kriegsknechte umgaben den Karren während der

---

1) Ipse testis (Ladvenu), de licentia judicum, ante sententiam latam, audivit eamdem Johannam de confessione ac ministravit sibi corpus Christi, quod devotissime et cum lacrymis uberrimis suscepit. Q. II, 308. III, 168.

2) „Hélas! On me traitera ainsi horriblement et cruellement, qu'il faille que mon cors net et entier, qui ne fut jamais corrompu, soit aujourd'hui consumé et rendu en cendres.“ Deposition des Frère Jehan Tourtmouillé. Q. II, 3.

Fahrt nach dem Altmarkt. Die Engländer scheinen bis zuletzt einen Versuch zur Rettung ihres Opfers gefürchtet zu haben. Allein nichts rührte sich und die Ueberlieferung, es hätten ehemalige Waffengefährten der Jungfrau einen Handstreich auf Rouen versucht, um sie aus ihrer Noth zu lösen, hat durchaus nur sagenhaften Werth.

Auf dem von Menschen wimmelnden alten Markte waren nahe bei der Salvatorkirche zwei Gerüste aufgeschlagen, ein höheres und ein niedrigeres. Auf dieses wurde Johanna gestellt, jenes bestieg der Bischof. Diesen Gerüsten im Dreieck gegenüber war auf einer gemauerten Unterlage der Scheiterhaufen geschichtet. Die Soldaten bildeten eine Hecke um das Dreieck her, in welches nur englische Herren und Prälaten oder von Franzosen nur notorische Parteigänger Englands zugelassen wurden.

Nachdem eine Predigt gehalten worden, deren an Johanna gerichtetes Schlußwort: „Geh' hin im Frieden! Die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen" — lautete, verlas der hochwürdige Cauchon das Urtheil der Inquisition, welches schließlich die Uebergabe der Ketzerin an die weltliche Justiz verordnete. Allein den Engländern währte die Sache ohnehin schon zu lange. Sie schrieen den Bischof an: „Wie, Priester, glaubst du, wir sollen hier zu Mittag essen?" zerrten Johanna ohne weiteres von dem Gerüste herunter, schleppten sie zu dem Holzstoß und riefen dem Henker zu: „Thu' deine Schuldigkeit!" [1])

Für eine Minute, aber auch nur für eine Minute wankte angesichts der schrecklichen Zurüstungen zu ihrer Todesqual die Fassung der armen Johanna, so daß sie weinend ausrief: „Soll ich wirklich also sterben?" Das ging aber vorüber, und während man sie an den Todespfahl festband, war ihre Haltung eine so demuthsvoll er-

1) „Comment, prestre, nous ferez-vous icy disner?" Et incontinent, sans aucune forme ou signe de jugement, la envoyèrent au feu, en disant au maistre de l'oeuvre: „Fay ton office!" Deposition des Jean Massieu, Pfarrers zu Saint-Candres in Rouen. Q. II, 20.

gebene, keusche und andächtige, daß selbst geifernde Pfaffen und fluchende Kriegsknechte, welche die „Hexe“ so eben noch mit Beschimpfungen überhäuft hatten, zur Bewunderung, zum Mitleid, zum Weinen hingerissen wurden [1]. Dieser Eindruck steigerte sich noch beträchtlich im Vorschreiten des grausamen Drama's.

Pater Ladvenu hatte sein Beichtkind auf den Holzstoß begleitet. Als der Henker denselben von unten in Brand gesetzt, bat Johanna den Mönch, hinabzusteigen, aber drunten das Krucifix, welches er in der Hand trug, so hoch zu halten, daß sie es durch den Rauch hindurch sehen könnte [2]. Sie blickte darauf hin, bis die emporschlagenden Flammen das Haupt der Märtyrin umzüngelten. Dann, bevor dieses edle Haupt der Todesqual sich beugte, scholl noch einmal laut von den Lippen der Jungfrau der Ruf: „Jesus!“ und so entfloh ihre Seele [3].

Die als Heldin gelebt hatte, war als Heilige gestorben.

Dies war auch das Gefühl, welches die Menge auf dem Markte von Rouen mit überwältigender Macht anfaßte, als das Brandopfer dargebracht war. Vergeblich suchte die Rohheit verhärteter Kriegsknechte dagegen aufzukommen. Ihre lästernden Stimmen verhallten vereinzelt. Als der Geheimschreiber des Königs von England, John Trassart, den Platz verließ, sagte er: „Wir alle sind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.“ Ein englischer Officier hatte, von besonderer Wuth gegen Johanna erfüllt, ein Reisigbündel zum Scheiterhaufen getragen, allein der An-

---

1) Quasi omnes adstantes pro pietate flebant et maxime episcopus Morinensis. Depos. Ladvenu's. Q. III, 168.

2) Et dum ipsa Johanna percepit ignem, ipsa dixit loquenti quod descenderet et quod levaret crucem domini alte, ut eam videre posset; quod et fecit. Derselbe. Q. III, 169.

3) Isambert de la Pierre dit, qu'elle estant dedans la flambe oncques ne cessa jusques en la fin de résonner et confesser à haulte voix le saint nom de Jhesus, et encores, qui plus est, en rendant son esperit et inclinant la teste, proféra le nom de Jhesus. Q. II, 6, 7. Dicit (Johannes Marcel) quod ipse vidit eamdem Johannam in igne clamantem pluries Jhesus alta voce. Q. III, 90.

blick der Dulderin wandelte seinen Grimm mit einmal in Erbarmen und heftige Reue um. Der zur Zeit in Rouen anwesende pariser Bürger Jean Marcel sagte als Augenzeuge aus, daß, während der Holzstoß noch rauchte, die Mehrheit der Zuschauer laut geweint und geäußert hätte, Johanna sei schuldlos verdammt worden. Am Abend des Tages kam der Henker zum Pater Ladvenu und sagte weinend, er fürchte, nimmer Vergebung finden zu können, weil er eine Heilige eingeäschert habe [1]).

Die Volkslegende hat schön gedichtet, aus dem flammenden Scheiterhaufen sei, als Johanna ausgeathmet, eine weiße Taube hervor und himmelan geflogen. Wir können den Sinn dieser volksmäßigen Dichtung wohl ohne Zwang dahin deuten, daß der auf dem Altmarkte von Rouen lodernde Holzstoß wohl das Leben der heldischen Jungfrau vernichten konnte, nicht aber den großen Gedanken, dessen Trägerin sie gewesen war, den Gedanken der Befreiung ihres Landes von der Herrschaft fremder Eindringlinge.

10.

Vierundzwanzig Jahre später regte sich das Gewissen Frankreichs, welches seine jugendliche Retterin so schmählich preisgegeben hatte.

Durch das rastlose Betreiben der Mutter und der Brüder Johanna's — ihr Vater war inzwischen gestorben — wurde König Karl der Siebente gedrängt und vermocht, wenigstens für die Ehrenrettung des Andenkens der Gemordeten etwas zu thun. Mit Genehmigung des Papstes Kalixtus des Dritten ist im Jahre 1455 eine Rehabilitationsprocedur eröffnet worden, deren Ergebniß war, daß das Verdammungsurtheil des Inquisitionstribunals von

---

1) Die Zeugnisse hierfür bei Quicherat, II, 352; III, 90.

Rouen förmlich und feierlich umgestoßen wurde als aller Wahrheit und allem Rechte zuwider.

Die Protokolle und sämmtlichen übrigen Aktenstücke der beiden Proceduren, des Verdammungs- und Wiederherstellungsprocesses, hat in unseren Tagen ein französischer Gelehrter, Jules Quicherat, mit größter Sorgfalt gesammelt und gesichtet und hat dieselben, unter Anfügung einer Menge von Auslassungen von Zeitgenossen der Jungfrau über dieselbe, in den Jahren 1841—49 in fünf starken Bänden veröffentlicht. Dieses Sammelwerk enthält die eigentlichen und echten Quellen für die Geschichte des Mädchens von Orléans, Quellen, aus welchen, wie schon eingangs angemerkt wurde, die vorstehende Darstellung geschöpft ist. Die Erwähnung dieses Urkundenbuches gibt mir aber Veranlassung, zum Schlusse noch ein paar flüchtige Worte über die Literatur meines Gegenstandes zu sagen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Erscheinung wie die unserer Heldin frühzeitig ein vielbehandelter Gegenstand literarischer Bemühung werden und bis auf den heutigen Tag bleiben mußte. Chronisten und Historiker, Dichter und Dichterinnen haben gewetteifert, das anziehende Thema zu variiren.

Der älteste Chronist, welcher die Geschichte des Mädchens von Orléans erzählte, war Perceval de Cagny. Sein Bericht ist schon im Jahre 1436, also nur fünf Jahre nach der Verbrennung Johanna's niedergeschrieben und zwar im Hause und auf Anregung des Herzogs von Alençon, also des französischen Generals, welcher am meisten Gelegenheit gehabt hatte, die Jungfrau genau zu beobachten. Von noch älterem Datum, nämlich schon vom Ende Juli's 1429 ist ein, wenn ich so sagen soll, historischer Brief, welchen man von dem berühmten Gelehrten Alain Chartier verfaßt glaubt und worin der Verfasser einem fremden Fürsten über das Auftreten und Wesen des Mädchens von Domremy Auskunft gibt[1]). Weitaus das Beste jedoch, was

---

1) Der Brief ist ein rhetorisches Prunkstück, ein wahrer Panegyrikus, wie schon aus folgender Stelle erhellt. „Haec est illa quae

im fünfzehnten Jahrhundert über Jeanne d'Arc geschrieben worden, floß aus der Feder eines Papstes, aus der Feder Pius des Zweiten, jenes Aeneas Silvius Piccolomini, welcher so vielfach thätig in die literarische Bewegung der Renaissanceperiode eingegriffen hat. In seinen „Denkwürdigkeiten" zur Geschichte seiner Zeit, welche unter dem Namen seines Sekretärs Gobelin veröffentlicht wurden, erzählte der Papst die Geschichte Johanna's ganz vortrefflich. Ihre Hinrichtung beurtheilte er, mit gänzlicher Beiseitestellung des kirchlichen Moments, ganz richtig als eine brutale That der englischen Politik und seiner Erzählung des am 30. Mai von 1431 auf dem Altmarkte von Rouen verübten Gräuels fügte er die Worte bei: „So starb Johanna, das wundersame und erstaunliche Mädchen (mirabilis et stupenda virgo), welches das zerrüttete und beinahe zerstörte Frankreich wieder herstellte und den Engländern so viele Niederlagen bereitete. Zum Feldhauptmann geworden, bewahrte die Jungfrau inmitten der Kriegerscharen ihre makellose Keuschheit. Nie hörte man von ihr etwas Unehrbares. Ob sie aber ein göttliches oder ein menschliches Werkzeug gewesen, dürfte schwer zu entscheiden sein (divinum opus aut humanum inventum fuerit, difficile affirmaverim)." In Deutschland that, soviel ich finden konnte, zuerst der Schatzmeister Kaiser Sigismunds, Eberhard von Windecken, des Mädchens von Orléans historische Erwähnung und zwar in der von ihm geschriebenen Geschichte des genannten Kaisers. Unter den modernen Historikern haben zweifelsohne Quicherat mittels seines genannten Werkes und Henri Martin in

---

non aliunde terrarum profecta est, quae e coelo demissa videtur, ut ruentem Galliam cervice et humeris sustineret. Haec regem in vasto procellis et tempestatibus laborantem in portum et litus evexit et erexit animos ad meliora sperandum. Haec Anglicam ferociam comprimens Gallicam excitavit audaciam, Gallicam prohibuit ruinam, Gallicum excussit incendium. O virginem singularem, omni gloria, omni laude dignam, dignam divinis honoribus! Tu regni decus, tu lilii lumen, tu lux, tu gloria non Gallorum tantum, sed christianorum omnium." Q. V, 135.

seiner „Histoire de France“ das Bedeutendste für die Geschichte unserer Heldin geleistet. Die glänzendste, farbenreichste Darstellung ihrer Laufbahn gab jedoch in seiner berühmten Geschichte Frankreichs Jules Michelet, der Kolorist par excellence unter den Geschichtschreibern seines Landes. Neben ihm haben sich von Franzosen neuestens insbesondere Desjardins und Wallon mit der Geschichte der Jungfrau beschäftigt; der erstgenannte springt aber zuweilen mit den Quellen etwas willkürlich um und der zweite steht auf dem Standpunkte des kirchlichen Mirakelglaubens, welcher eine wissenschaftliche Behandlung des Problems unmöglich macht. Wie sehr auch die deutsche Historik von diesem Problem angezogen wurde, zeigt — von älteren Arbeiten zu schweigen — der Umstand, daß allein in den zwei Jahren von 1860 bis 62 nicht weniger als vier Monographien über Jeanne d'Arc erschienen sind: eine von Pauli, eine zweite von Hase, eine dritte von Sickel, eine vierte von Straß. Die Arbeiten von Hase, dem bekannten Kirchenhistoriker, und von Sickel verdienen den Preis. Des letzteren Abhandlung ist geradezu das Beste, was psychologische Analytik und historische Kritik bislang in irgendeiner Literatur zur Herstellung einer wirklichen Geschichte Johanna's gethan haben.

Zum Gegenstande poetischer Verherrlichung wurde das Mädchen von Orléans zuerst gemacht durch ihre Zeitgenossin Christine de Pisan, eine siebenundsechzigjährige Nonne. Im Juli von 1429, als man einen Angriff der französischen Streitkräfte auf Paris erwartete, machte diese Dichterin in einem französischen Karmen von 61 achtzeiligen Strophen ihren patriotischen Gefühlen Luft. Sie lobpries die Pucelle oder, wie sie Johanna zärtlich nannte, das Jüngferchen („Pucellette“) in hohen Tönen und stellte sie den israelitischen Heldinnen Deborah, Judith und Esther gleich oder voran[1]). Ein gelehrter Zeitgenosse feierte die Retterin

1) „Hester, Judith et Delbora
Qui furent dames de grant pris,
Par lesqueles Dieu restora
Son peuple qui fort estoit pris,

Frankreichs in einem lateinischen Hexameterepos, das freilich weit mehr wohlgemeint als gelungen ist[1]). Sodann brachte der im Jahre 1440 in Paris geborene Reimchronist Martial d'Auvergne die ganze Laufbahn Johanna's in französische Verse[2]). Die moderne Kunstpoesie war mit ihren Versuchen, die Geschichte des Mädchens von Domremy im hohen epischen Stile zu behandeln, nicht glücklich. Das älteste Kunstepos dieses Inhalts, welches der Franzose Jean Chapelain in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfertigte, ist gerade so ungenießbar langweilig wie das meines Wissens jüngste, von dem Engländer Robert Southey zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verfaßte.

Der Rede werth sind von den dichterischen Variationen unsers Thema's eigentlich nur drei, alle von Autoren geschaffen, welche in der geistigen Hierarchie den höchsten Rang einnehmen: Shakspeare, Voltaire und Schiller. Der Engländer ließ unsere Heldin im ersten Theil seiner Historie „König Heinrich der Sechste" auftreten, vorausgesetzt, daß dieses Stück als ganzes wirklich ein shakspeare'sches Werk, was noch keineswegs unstreitbar festgestellt ist. Der Franzose machte aus der Laufbahn Johanna's eine komisch-epische

---

Et d'autres plusieurs qu'ay appris
Qui furent preuses, n'y ot celle;
Mais miracles en a porpris (?)
Plus a fait par ceste Pucelle."

1) Der Eingang lautet:
„Scribere fert animus gestorum pauca Puellae,
Sed veneranda viris; quam totum fama per orbem
Nuper eundo tulit et quam nimis Anglus amaram
Sensit et interea dulcissima Francia dulcem."

2) Die Katastrophe berichtet er sehr lakonisch:
„Après plusieurs griefs et excès
Inférez en maintes parties,
Lui firent ung tel quel procès
Dont les juges estoient parties.
Puis au dernier la condampnèrent
A mourir douloureusement,
Et brief l'ardirent et brullèrent
A Rouen tout publicquement."

Travestie. Der Deutsche umgab in seiner romantischen Tragödie „die Jungfrau von Orléans" die Gestalt derselben mit der vollen Gloriole der Poesie.

Wie mitunter der Blume des edelsten Weines ein saurer Erdgeschmack beigemischt ist, so schmeckt man aus Shakspeare's Drama den Bodensatz stocksteifenglischen Nationalvorurtheils und Nationalhasses heraus. Der große britische Dichter hat all den gehässigen Klatsch, welcher im 15. Jahrhundert in englischen Lagern und Sakristeien über Jeanne d'Arc umging, kritiklos aufgenommen und nachgesprochen. So stellte er denn das Heldenmädchen als eine ungeschlachte Virago, zuchtlose Dirne und boshafte Hexe dar und schrack nicht einmal vor der Gemeinheit zurück, sogar den Märtyrertod Johanna's zu beschimpfen [1]), — ein abschreckender Beweis, wie wenig selbst ein großer Genius der herrschenden Anschauung seiner Zeit und seines Landes sich zu entziehen vermag, sobald nationale Leidenschaften ins Spiel kommen.

Voltaire's „Pucelle" ist ein Bakchanal des Spottes, eine Orgie des souveränen Witzes, beim ersten Anblick durchaus verwerflich als die frevelhafte Besudelung einer ebenso erhabenen als rührenden Erscheinung. Ich erinnere mich, daß ich bei der ersten Lesung dieses skandalhaften Poems die Empfindung hatte, als säh' ich eine Lilie in eine Kothlache werfen. Um jedoch dem großen Spötter, welcher so viel Unwahrheit, Unrath und Unrecht aus der Welt weggespottet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man berücksichtigen und sagen, daß er seine Pucelle nur schrieb, um auch in dieser, von der damaligen französischen und europäischen Gesellschaft mit Entzücken aufgenommenen Form die große Lüge von der angeblich guten alten frommen Zeit zu entlarven und zu vernichten. So angesehen, ist Voltaire's komisches Epos eine meisterliche Satire auf das Mittelalter.

In der Vollreife seines Genie's, auf der Höhe seiner Stellung als Prophet des Idealismus ergriff dann Schiller

---

1) King Henry VI, P. I, A. 5, Sc. 4.

den dankbaren Stoff, um daraus ein Kunstwerk zu formen, welches, was auch im Einzelnen nicht ohne Grund daran getadelt werden mag, als Ganzes von Schönheit stralt und funkelt. Höchst bedeutsam fiel diese Arbeit mit des Dichters Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus zusammen. In seiner „Jungfrau von Orleans" schlug er mit mächtiger Hand schon einzelne jener herzbewegend-patriotischen Töne an, welche er nachmals in seiner Telldichtung zu einem hochherrlichen und nie verrauschenden Akkord der Vaterlandsliebe zusammengefaßt hat. Dieser große und gute Mann strömte den ganzen heiligen Enthusiasmus seiner Seele in seine Jungfrautragödie über und darum durfte er sie in die Welt entlassen mit den prophetischen Worten:

„Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Ein christlicher Priester.

O caritatis victima, o dira vis amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß, wenn nicht als ein Hauptakt, so doch jedenfalls als eine der „großen" Scenen in der Tragikomödie Weltgeschichte bezeichnet werden.

Erstens deßhalb, weil in diesem Jahre der „hochmüthige, falsche und lüderliche Franzosengeist", wie schon Anno 1689 ein deutscher Patriot das Ding genannt hat, von der Felsenhöhe seines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phrase von der Völkersolidarität und was drum- und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebens-

mächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nacktesten Bedeutung des Wortes, und ein „gesunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870—71 machen mußten, hat ihnen die Nothwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbasen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!" in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigenthum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen sie los und kläfften, wie gewöhnlich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre mehr oder weniger gaunerischen Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urtheilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Thatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: Dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das „Phantasma" von dem Menschenbruderthum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur", wo Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenübersteht, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und muthigster aller Denker, du hast schon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade nur soviel Recht hat,

als er oder es Macht besitzt[1]). Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte, wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit", von „Volksrechten" und andern dergleichen „abstrusen" Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlaufe des großen Kampfes solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester" Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer" von Geschwätz durchwaden zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land", im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln", sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder" in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trübsal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

---

1) Tract. polit. I, 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet." In einer Zeit, wo der Geschmack für alte „Kernlieder" da und dort so schön grassirt, dürfte es nicht unpassend sein, auch so einen alten Kernspruch von Zeit zu Zeit zu verlautbaren.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinwegsind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Laßt die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die rousseau'schen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume.“ Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor kniee und

räuchere. Gestern hieß er Verhuell, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungslosigkeit, Staatszwangslosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Civilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich habe.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Menschheit bewegt sich, ja, aber nur im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mußten, in einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlös't. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls“, von welchem im „tollen Jahre“ der gute Uhland in der Paulskirche balladisirt hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der dritte Innocenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Dale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches“

Koncil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponiren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt".

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte" Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten" Katholiken thun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive" Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten so oder so ihren starken weltlichen Polizeiarm. Die protestantischen Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebchristlich in die Hände. Hier gibt es in der That ein Menschenbruderthum und auch wohl eine Menschenschwesterschaft: sind doch neben den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastieen fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem e i n e n christlichen Schafstall gezimmert.

Fein organisirte Nasen wollen schon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Ursache zum weinen haben. „Alles schon dagewesen", ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder". Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisurthürme, die nacktbrüstige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Procedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislaufe nicht wieder einmal, recht bald sogar wiederum an d e r Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern

darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, neu werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweis't es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wuth völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixirt, wie sie in diesem Fanatiker sich fixirte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes", in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzuthun, daß leben leiden sei und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich", gerichtet, schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Thränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes". Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr" will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eiserner Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes" — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekulirt er

sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wuth, seine Grausamkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes“, welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestämpelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnasig können wir uns diesen heiligen Wütherich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen“. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem „Unkraute der Ketzerei“ reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt“ zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und, verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase, bringt es den Eindruck der List hervor. Die

Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniß mit den „katholischen Majestäten“ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige“, unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe“ hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu“, heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum nur als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgungs-

geschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe" natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kindlein dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium") oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio") könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen" gehören. Dem „erweckten" Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, so zu sagen ordonnanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi" mit besagter „Braut Christi" in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche dürstet nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem")? Freilich. Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!" und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim beten blutige Hände zu haben, beim beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit". Die

Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältniß zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat ja die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr sich wiederhergestellt.

Dazumal ist dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren wären auch seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der unirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen wurden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und greifbar. Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir wohl auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung dieses wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica“, 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr unterthan ist, befehlen kann.“ .. Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter Seelen darthat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes" widersprechen und sagen zu müssen, daß die falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender Gedanke, daß es einmal ein Autodefé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte" verzehren würden, für immer.

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die „spanische" Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger gewesen als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islâm, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gothische Christenthum

als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wußten die spanischen Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe“ zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang der Moriskos besiegelt. Die „katholischen Majestäten“ führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada“, welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro“ heißt noch jetzt die Stelle).

Die specifisch „spanische“ Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten“ Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albigenser aus Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte“ Judenschaft . . . Der Same Abrahams, Isaaks

und Jakobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. **Unter** der duldsamen Herrschaft der hochcivilisirten Muslim **hatten** sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichthums und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrschendwerden des Christenthums wurde alles anders und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi wäre. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christenthum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wuthschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Josef, sondern unter Vermittelung des „Heiligen Geistes" von Gott selber guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin" erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchterlich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, was kein Verstand der Verständigen sieht, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfnisse und Forderungen „menschlich" anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christ-

lichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klarmachten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vorschreiten gegen den Islâm allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Muslim, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Muslimwohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß zu den kolossalen „Judenschlachten", welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Scene gesetzt worden sind, der Reichthum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der andern dasselbe pralerisch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuthen, daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und gerade so thaten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kostbaren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen pralerisch staatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islâm auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studirt" wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenheit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern

gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht gerade kurz sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde" von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespieen, dort hatten sie ein Krucifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christenthum solche Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilandes, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe" nicht zu widerstehen und bekehrten sich massenhaft zum Christenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen", wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen, in den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlichgermanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenem Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum") beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus

dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs, Wiens oder Berlins aufgesproßt sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheidere gibt nach“ — befolgt hatten. Das „neuchristliche“ Blut wurde bald wieder als „mala sangre“ verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaume schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon“).

Zweifelsohne sind die Kinder Israel an diesem Umschlag selber mitschuldig gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden gestehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Koth bespritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend gethan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim“ geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern

auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermesslichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen“ wären vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen um „sich im alten Unflat des Judenthums zu wälzen“, und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Südenregister des „verfluchten Geschlechtes“ aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zusammenzuraffen.“ Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdischen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete“.

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franko, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religionsgefahr. Das „Reich Gottes“ müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuver-

lässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Proceduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Thätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der „katholischen Majestäten“, die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes“. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welschen Praktik“, Königin Isabella eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Cruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabella's auf die Tonart seines Glaubenseifers gestimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen“ (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde“.

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen.

Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabella's wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt,

Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt" (auto de fé) aufführen lassen zu können, sechs „überführte" Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes" abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift: „Sanctum inquisitionis officium" erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, so thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17,000 dagegen „versöhnt" worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte" zur Bezeichnung solcher processirter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur sonst so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe". Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt", „versöhnt", nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist so ein reicher Aeolsharfenton in dem Worte, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es

von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein". Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und zu niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen hatte, sich mit einem Battisttuche die Mitleidszähren abwischte. . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch; auch die „alten Christen" mußten heran, um dem täglich, stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie that, sondern die Seelentödtung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt hat, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote" auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflungslachen eines unermesslichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lope's und Calderons an; ist die Glut, die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdeféflammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des „heiligen Amtes" sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der That verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und der Einführung derselben da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja, sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichsten Blüthe seiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche von Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht

sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgerichte starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt“ zu Grunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt“. Ihr sagt: Bah, auf eine Posse mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Civilisation“ wenigstens ein bißchen Humor resultiren sollte. . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisirte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm noch lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen“ des heiligen Amtes dekretiren. Und er that noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christenthum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier

zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar“ demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen“ anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und socialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)“, von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnißvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen“, die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen

waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Proceßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf die Angabe irgendeines namenlosen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser, ihrem Gestank, ihren mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder zum Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheusäligen Proceduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen der sämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu e i n e m zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den

Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, so lange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämmtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Proceduren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurtheilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögenseinziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämmtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris“, d. h. vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, tausende deutscher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Kraft entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdefé, bei den Glaubensakten, wie

sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese gräuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Autosdefé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche oder freudige Veranlassungen aufgespart. Thronbesteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen“.

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sicilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupificirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis“). Nichts kann sinnreicher sein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erste Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten“ Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito“ und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodefé biete jene Erzählung im neuen Testamente, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner

die Ketzer von damals gewesen, so wäre hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen diese Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „sei verflucht!"

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt" wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palaste desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Procession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodefé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz hinabsenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündigung fungirenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffsentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige

aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urtheile gesteckt wurden.

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer. Die königliche Familie pflegte sich um 7 Uhr Morgens einzufinden. Eine Stunde später that das Hauptthor des Inquisitionspalastes sich auf und die Festprozession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Vorauf marschirten hundert mit Piken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einem grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angethan [1]). Die zu leichteren Geld- und Gefängnißstrafen Verurtheilten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust- und Rückenstücke ihrer San Benito geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urtheil ein Geständniß abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur" mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza,

---

1) San Benito est une corruption de saco bendito. Son véritable nom en espagnol était Zamarra; le premier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I. 127.

d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse" sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur" zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe standen, während sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt. Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Erzketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mitansehen ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurtheilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurtheilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und schuldig befunden wurden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht nehmen, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Procession auf dem Platze angelangt und hatten die sämmtlichen Theilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwählten Altar die Messe. War er beim „Evangelium" angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt nämlich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Thronsitze, ließ sich den

Chorrock anthun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdefé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrecht zu erhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen so feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgethan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm". Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisirt, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebensachen. Eine solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urtheile die zum Feuertode Bestimmten

förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!" während doch dem „weltlichen Arm" schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurtheil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde". In den meisten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero") nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Procedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von seinem entzückten Lobredner Cabrera [1]).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in seinen Landen auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit und unantastbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen" Christen von Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es läßt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition mußte sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit den Verehrern Luthers zu thun hatte [2]). Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai von 1559 ließ sie zu Valladolid einen präch-

1) Cabrera: Felipe Segundo, l. V, c. 3.

2) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles" von Adolfo de Castro (1857). Es existirt auch eine deutsche Bearbeitung desselben von H. Hertz (1866).

tigen Autodafé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Carlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, sechszehn „versöhnt". Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungsspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst i. J. 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist. . . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Carlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche ein Autodafé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Carlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden, weil sie angesichts des Scheiter-

haufens ihren „Irrthum“ bekannten, „nur“ garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Carlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich verbrennt?“ Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde selber die Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du.“ Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Carlos“ anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, scheint Philipps des Zweiten so eben gemeldete „That in Worten“ bislang noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen worden ist.

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen“. Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rothe Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Principmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er ras'te und kalkulirte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Thun, er war der inkarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämmtlichen von ihm organisirten und geleiteten 13 Inquisitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugthuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurtheilt 97,321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Thatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes" gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.







